Aus Nord und Süd

1901

Missionsblatt der

Brüdergemeine für die Jugend

Aus Nord und Süd.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Jahrgang 1901.

Herrnhut.
Verlag der Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität.

Inhalt

von „Aus Nord und Süd", Jahrgang 1901.

I. Allgemeines.

Aus der Heimat. Aus anderen Missionen. Kleine Mitteilungen.

Kennst du Jesus? Seite 1.
Jugendliche Missionsfreunde. 20.
Deutsche Missionsarbeit an den Chinesen. 5—7.
Auf der Flucht aus dem Innern Chinas. 7.
Chinesische Tugenden und Untugenden. 8.
Neuere Nachrichten. 4. 40. 48.
Rätsel: 4. 8. 12. 16. 20. 24. 28. 40. 48.

II. Missionserzählungen und -Schilderungen.

Labrador: Ein Ebenezer im Schneefeld. Seite 1.
Ein Fuchs im Ofenloch. 16.
Renntierjagd. 28.
Volkssage der Eskimo (Entstehung des Nebels). 39.
Fröhliche Weihnachten. 47.

Alaska: Schulkinder in Alaska. 43.
Winterreise. 44.

Westindien: Bilder aus dem westindischen Missionsleben. 21—24.

Suriname: Arbeit an Chinesen. 6.
Buschlandplagen. 12.
Heidnischer Eltern frommer Wunsch. 17.
Wie feierte man die Hochzeit der holländischen Königin in Suriname? 18.
Eine ungewöhnliche Jagd. 19.

Moskitoküste: Wie sieht es in Sandy Bay aus? 13.
Indianerkinder in Sandy Bay 14—16.
Kinderfest in Moskito. 38.
Ein junger Missionar. 41—43. 45—46.
Weihnachtsfeier der Kinder in Bluefields. 46.

Südafrika: (Kapland.) Die Jugend in Elim. 9—13.
(Kafferland.) Heidnischer Kafferknaben Jugendparadies. 25—28.

Deutsch-Ostafrika: Karawanenreise ins Innere Afrikas. (Schluß). 2—4.
Jpiana. 33—36.
Heidenknaben in Ostafrika. 39.

Australien: Dankbare Australier. 37.

Asien: (Himalaya.) Allgemeines. 6.
Wie in Himalaya eine neue Station angelegt wurde. 29—32.

III. Abbildungen.

1. Ost-Grönländerin mit Sohn. 2.
2. Königspalast in Urambo. 3.
3. Chinesische Familie bei der Mittagsruhe. 6.
4. Schulkinder in Elim. 10.
5. Indianische Schulkinder. 14.
6. Missionshaus und Kirche in Moskito. 15.
7. Indianer am Ufer bei ihren Booten. 15.
8. Indianer in der Hängematte. 18.
9. Straße in Paramaribo. 19.
10. Negerhütte in Westindien. 22.
11. Kampfspiel der Kaffern. 26.
12. Heidnische Tibeter. 30.
13. Jpiana in Deutsch-Ostafrika. 34.
14. Krokodil. 35.
15. Missionar Hey mit heidnischen Australiern. 38.
16. Bethel in Alaska. 42.
17. Heidnische Eskimofamilie in Alaska. 43.
18. Magdala im Moskitolande. 46.
19. Weihnachten in Labrador. 47.

Druck von Gustav Winter in Herrnhut.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Erscheint monatlich. Preis jährl. 25 Pfg.

№ 1. Januar 1901. 2. Jahrgang.

Kennst Du Jesus?

Im Namen Jesu beginnen wir ein neues Jahr. Im Namen Jesu wollen wir wieder an die Arbeit gehen, in Haus und Hof, auf der Schulbank und am Schreibtisch, wo ein Jedes hingestellt ist. Am lieben Weihnachtsfest ist uns ja wieder einmal das Herz froh und leicht geworden, weil wir erkannten, was wir an diesem Jesus haben, nämlich einen freundlichen Heiland, der uns auch im neuen Jahr treu zur Seite stehen und vor allem unsere Sünde immer wieder vergeben will.

Kennst du denn aber Jesus, diesen Heiland? — Auf der Weltausstellung in Chicago waren eine Anzahl Eskimo zu sehen, die man zum Teil von unseren Missionsstationen in Labrador herübergeholt hatte. Ein Prediger durchschritt ihr Dorf und besah ihre Hütten, die sie im Sommer aus Holz, im Winter aus Eisblöcken herstellten, ihre Hunde, Schlitten, Schuhe aus Rentierhaut und schließlich sie selbst. Und er versuchte ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. „Kennst du die Königin Viktoria?“ fragte er eine Frau. Sie schüttelte den Kopf. „Kennst du den Präsidenten der Vereinigten Staaten?“ Wieder keine Antwort. Die Unwissenheit der Frau über die Großen dieser Erde war erstaunlich. Nun aber fragte der Geistliche: „Kennst du Jesus?“ „Jesus? O ja,“ und sie hob ihre Hände zum blauen Himmel auf, ein frohes Lächeln erhellte ihr unschönes Gesicht, und wieder rief sie mit ihrer rauhen Stimme: „Jesus!“ Der Name klang ihr lieblich und vertraut, wie ein Gruß aus der Heimat und war ihr wie ein Pfand für das ewige Leben in einer besseren Welt. — Beschämt uns die Eskimofrau? — Laßt uns beten im neuen Jahr, daß im Namen Jesu sich beugen mögen viel tausend und aber tausend Kniee der Heiden, die auf Erden wohnen, damit einst alle, alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters!

Ein Ebenezer im Schneefeld.

Ich liege und schlafe ganz mit Frieden; denn allein du, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne, — so lesen wir Psalm 4, 9.

Wenn die Eskimo auf ihrer Rentierjagd gute Beute gemacht haben und nicht alles Fleisch sogleich auf dem Schlitten nach Hause bringen können, so bergen sie den Rest unter Steinen, damit ihn die Wölfe und Bären nicht entführen. Bären und Wölfe sind aber stark genug, um den armen Eskimo ihre Beute auch unter den schweren Steinen streitig zu machen, das Fleisch hervorzuholen und zu verzehren. — Einst war der Organist Manasse in Nain auf Rentierjagd ausgezogen und hatte mehrere der Tiere erlegt. Er mußte viel Fleisch in der oben beschriebenen Weise bergen, um es später abholen zu können. Nun vergingen aber Wochen, ehe dies geschehen konnte, denn das ungünstige Wetter hinderte ihn beständig zu reisen. Sobald die Witterung freundlicher wurde, machte er den Schlitten zurecht; in aller Frühe schirrte er eines Morgens seine Hunde an, und fort

ging es ins Land hinein, eine starke Tagereise weit bis zu seinem Vorratsplatz! Spät abends kommt er matt und müde mit den ebenfalls erschöpften Hunden bei seinem Fleischvorrat an, froh, daß er denselben noch unversehrt antrifft. Nun galt es für Manasse, im Freien zu übernachten. Ein Schneehaus zu bauen, schien ihm nicht lohnend, auch war er zu müde dazu. So kehrt er einfach den Schlitten um, nimmt das aufgebundene Bärenfell und macht sich damit ein Lager im Schlitten zurecht. Dann legt er sich bald zur Ruhe, um am kommenden Morgen bei Zeiten den Schlitten zu laden und heim zu fahren. Er befiehlt sich in Gottes Schutz und liegt bald in tiefem Schlummer. Während er nun mit seinen Hunden sorglos schläft, kommt ein stattlicher Besuch in Gestalt eines großen schwarzen Bären. Derselbe geht zum Schlitten und beriecht den Eskimo, entdeckt aber zugleich das daneben liegende Rentierfleisch, das ihm doch noch lieber zu sein scheint und dem er sich daher zuwendet. Die Steine hat er bald beseitigt, und nun läßt er sichs prächtig schmecken. Manasse und die Hunde merken davon nicht das Geringste, sie bleiben unbehelligt und schlafen bis zum Morgen. Aber wie gewaltig ist der Schrecken und die Aufregung bei Manasse, als er des Morgens erwacht und sieht, was um ihn her vorgegangen war: daß ein Bär dicht bei dem Schlitten gewesen und einen Teil seiner Beute aufgezehrt hat! Und doch: noch viel größer war der Dank gegen Gott, der ihn so wunderbar beschützt hatte. Zum Zeichen des Dankes schoß er seine geladene Flinte ab. Und nun lud er die Fleischüberreste, die ihm der Bär gelassen, auf den Schlitten und legte dann mehrere der Steine über einander zum Andenken an die wunderbare Gotteshilfe, die er erfahren hatte, — ein Ebenezer mitten im weiten Schneefeld Labradors. So trat er mit Lob und Dank den Rückweg an und erzählte daheim seinen Lieben, wie große Dinge Gott an ihm gethan.

Ost-Grönländerin mit Sohn.
Die letzten Getauften der Brüdermission.

Eine Karawanenreise ins Innere Afrikas.

(Schluß.)

6. Die einjährige Afrika-Reisende.

Ausführlicher wollen wir über die weiteren Reiseerlebnisse in einem Büchlein berichten, heut nur noch etwas von der jüngsten aller europäischen Reisenden, die je ins Innere Afrikas zogen, dem kleinen Töchterchen der Geschwister Stern, Hanna Magdalena. Ja klein war sie. Erst am allerletzten Tag der Reise vollendete sie ihr erstes Lebensjahr und feierte mitten in der Wildnis ihren Geburtstag! Wie mühselig wars, mit einem so kleinen Wesen über Berg und Thal, durch Steppe und Urwald zu ziehen! Wie sorgfältig mußte die Kleine von allzu zärtlichen Liebkosungen und zu nahen Berührungen mit den Schwarzen zurückgehalten werden, weil diese oft recht unsauber sind und jedenfalls ihre Haut immer mit Fett einschmieren, um sie davor zu schützen, daß sie unter den sengenden Sonnenstrahlen ganz ausgedörrt und dann rissig, ja wund wird! Und doch wars andererseits nicht zu verwundern, daß die Eingeborenen ein so liebes, kleines, weißes Wesen anstaunten und lieb hatten.

Begreiflicherweise wurde es auf den langen, langen Märschen und den heißen Wegstrecken immer schwieriger, die Kleine bei guter Laune zu erhalten. Wie leicht schreit ein Kind schon in der Kinderstube daheim, wie leicht wird es auf Reisen im Wagen oder in der Eisenbahn unwirsch, und nun erst auf den wochenlangen Wanderungen auf holprigen Wegen und in der Sonnenglut! Die Aermste! Ihre Geduld wurde in der That auf harte Proben gestellt. Woher sollte man z. B. frische Milch nehmen? Nur selten war solche in einem Dorfe käuflich zu erlangen, und auch nicht jede war bekömmlich. Darum hatte man sogenannte Milchkonserven in Blechbüchsen mitgenommen. Als man aber gleich die ersten Büchsen öffnete, fand sichs, daß die Milch unter der Hitze derart gelitten hatte, daß man sie einfach wegwerfen mußte. Nur der Güte der deutschen Beamten hatte die Kleine später bessere Milch zu verdanken.

Zum Glück befand sich die kleine Lena meist frisch und guter Dinge und wanderte so bald zur Mutter in die Hängematte, bald zum Vater auf den Esel. Wenn der Weg aber zu schmal wurde und ihr die Dornen der Urwaldbüsche, die oft haushoch aufgeschossen den Weg einsäumten, ins Gesicht schlugen, da weinte sie bitterlich.

Das zu ihrer besonderen Pflege und Wartung in Dienst genommene schwarze Mädchen Jabu machte anfangs ihre Sache recht brav und besorgte Klein-Lena, so gut sie es vermochte. Schließlich aber wurde sie undankbar gegen alle ihr erwiesene Liebe, ja ver-

schwand in Tabora einfach, ohne auch nur von ihrem früheren Liebling Abschied genommen zu haben. Von Tabora bis Urambo beträgt die Entfernung nur noch einige Marschtage. So wollte sich Schwester Stern anstelle von Jabu mit einem kleinen Burschen behelfen, dem sie die Sorge für Lena anvertraute. Nicht, daß dieser die Kleine tragen sollte, nein: da die Regierung hier schon für Herstellung eines schönen, breiten Weges gesorgt hat, so wollte man den Versuch machen, die mitgenommenen Teile eines Kinderwagens zusammenzusetzen und diesen in Gebrauch zu nehmen. Ein Kinderwagen im Innern Afrikas! Gedacht, getan. Man setzte den Wagen zusammen und dann das Mädelchen hinein! Nun aber diese Aufregung unter den Leuten! Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von dem neuen europäischen Gefährt, das noch kein Schwarzer je gesehen hatte. Aus allen Dörfern liefen die Leute ob dieses Schauspiels zusammen und gafften und drängten sich so dreist dicht an den Wagen heran, daß Schw. Stern sich ihrer schließlich geradezu mit dem Schirm erwehren mußte. Ja, nicht genug. Ein Polizist mußte zu Hilfe gerufen werden. Und da der Bursche, der den Wagen schieben sollte, sich so einfältig benahm und so nachlässig fuhr, daß der Wagen beständig umzufallen drohte, hat man bald den ganzen Kinderwagen wieder aus einander genommen und alle seine Teile, wie die kleine Hanna Magdalena selbst getragen.

Königspalast in Urambo — Missionare im Hintergrund.

7. Einzug in Urambo.

Zwei Tagereisen noch war die Karawane von ihrem Ziel entfernt, da wurde sie plötzlich durch Flintenschüsse überrascht. Was hatte das zu bedeuten? Lauerten Räuber im Versteck? Ein wenig erschreckt blickten die Reisenden auf. Bald aber war die Sache erklärt. Ihre eigenen Träger hatten geschossen, als Freudensalut wars gemeint, und nun riefen sie: „Herr Dahl! Herr Dahl!“ Ja Missionar Dahl war es, der von Urambo aus seinem neuen Amtsgenossen entgegeneilt war und ihm nun den Willkommen bot. Was gab das für Freude! All die Mühen des langen Weges waren vergessen, und Grüße von all den Lieben in der Heimat klangen froh ins Herz. Wie hatte der Herr sie glücklich zusammengeführt! Wie viel gabs da zu erzählen!

Es ist der 6. Oktober. Da — wird der weitgedehnte Hügel sichtbar, auf den Br. Dahl seine neuen Mitarbeiter schon lange vorbereitet hat. Da liegt Urambo, das heiß ersehnte Ziel. Zwar ist noch nichts von den Eingebornenhütten und den Missionsgebäuden zu sehen, sie sind vom Berg verdeckt, auch nichts vom großen Garten und den Missionsfeldern, nichts von dem neuen Wohnhaus, das Bruder Dahl und Meier im letzten Jahr mit Anstrengung aller Kraft und mit ungenügender Hilfe der Wanyamwesi selbst erbaut haben, — und doch, das Herz schlägt den Ankömmlingen höher. Die Ruhe winkt, die neue Heimat thut sich auf. Und dort? Was ist das? Ganze Scharen von kreischenden, singenden, johlenden Weibern? So äußern die Wanyamwesi ihre Freude, so beglückwünschen und begrüßen sie die neuen Europäer, die sich in ihrer Mitte niederlassen wollen. Voran der Häuptling von Urambo, um ihn herum eine jubelnde, tänzelnd hin- und herwogende Menge, die keulenbeschwingten Krieger und die Frauen und Mädchen, Maiskolben in der Hand. Ein Lärm ists, daß man sein eigen Wort nicht versteht, und nur ein Wunder, daß Klein-Lena vergnügt bleibt. Und als auch Bruder und Schwester Meier und Schwester Dahl sich eingefunden haben und den Freunden ihre Hand entgegenhalten, da strecken sie alle die Hände hin und man ist geradezu genötigt, sich dieser ungestümen Liebesbezeugungen kräftig zu erwehren. — Ueber dem allen wird endlich der Hügel erstiegen, das Missionsgehöft erreicht, der Zug steht still. Was das Herz da bewegt, — wer wollte es in Worte fassen? Tausend und abermal tausend Dank dem gütigen Herrn im Himmel droben, der Glück zur Reise gegeben hatte und dem nun der Missionar gern alle Schwarzen Afrikas durch seine Arbeit zuführen möchte!

8. Weihnachtsfeier der Kinder in Urambo.

Ein Vierteljahr sind Geschwister Stern schon in ihrer Arbeit, da naht auch in Urambo der geheimnisvolle 24. Dezember mit all seinem süßen Zauber für einen Christenmenschen. Sengend und brennend liegt die Sonne auf der, im frischen Grün prangenden Natur. Mancher Schweißtropfen rinnt den Missionsgeschwistern von der Stirn, als sie für ihre lieben

Wanyamwesikinder, Burschen und Mädchen, die Weihnachtsfeier vorbereiten. Christenkinder sind sie ja freilich noch nicht. Aber sie sollen's doch werden, und darum lassen ihre weißen Freunde keine Gelegenheit unbenützt vorübergehen, an der sie ihnen die Liebe Gottes mit Wort und That vor Augen führen können. Und unter diesen Gelegenheiten steht natürlich der Geburtstag des großen Kinderfreundes obenan. So wird denn zu einer fröhlichen Feier gerüstet. Die Schwestern suchen die kleinen Niedlichkeiten, die ihnen liebe Missionsfreunde aus der Heimat gesandt haben, zusammen, thun von ihren eigenen Habseligkeiten dies und das hinzu und haben so allmählich 20 kleine Päckchen zurechtgemacht. Während dessen putzen die Brüder einen schönen Weihnachtsbaum, der — gleichfalls von treuen Gönnern gespendet — die weite Reise übers Meer gemacht hat, um auch hier Kinder und Erwachsene zu erfreuen. Allerhand Zierrat und eine Fülle von Lichtern machen ihn wirklich ganz schmuck und heimlich.

Vier Uhr war für den Beginn der Feier angesetzt, aber freilich lang zuvor, schon von zwei Uhr an, sah man die Schulkinder alle einträchtiglich und voll gespannter Erwartung auf dem freien Platz vor dem Missionshaus versammelt. Was für Hoffnungen mochten wohl in den kleinen Herzen schlummern? — Endlich, endlich wurde der Wunderbaum auf die Veranda des Wohnhauses herausgetragen, das Harmonium sowie Stühle für die Brüder und Schwestern und Bänke für die Schulkinder und Hausburschen zurechtgestellt und dann die Lichter angezündet. Was gab das für Augen! Stumm und still, andächtig und mit gefalteten Händen nahmen die Kinder Platz, und die Feier begann. Zuerst wurde „Fröhlich soll mein Herze springen" in der Wanyamwesisprache gesungen, was so lautet: Moyo gwane gunegula, dann kam die Weihnachtsgeschichte aus Lukas 2 zur Verlesung. Erklärt wurde sie durch eine Ansprache. Bruder Stern wies auf den hellen Lichtglanz hin, der einst auf Bethlehems Fluren erschienen sei, auf das Licht des Christbaums, welches uns an das Kindlein in der Krippe erinnere, dessen Geburt unser Herz licht und fröhlich machen soll, weil es gekommen, uns von Sünde und Tod zu erlösen, und schloß mit einem Hinweis auf all den Lichtglanz und all die Himmelsfreude, die ein Gotteskind dereinst in der Ewigkeit umstrahlen wird. Nach dem Gesang von „Stille Nacht" verteilten die Schwestern die Weihnachtspäckchen an die Kinder. Schüchtern griffen diese zu und ließen sie zunächst ebenso schüchtern uneröffnet. Doch Zureden half, und so waren bald all die kleinen Herrlichkeiten enthüllt. Was kam da alles zu Tage! Ein kleines Stück Zeug, kunstvoll zusammengefaltet, ein buntes Band, eine kleine Perlenkette, Nadel und Zwirn und endlich allerlei süßes Backwerk. Da strahlten die schwarzen Gesichter, ja die Augen funkelten, die Freude war groß. Dann wurde wieder etwas Ruhe geboten. Bruder Meier hielt ein Gebet, in dem er dem Herrn von Herzen dankte für seine Liebe zu uns armen sündigen Menschen, die er durch Sendung seines Sohnes offenbart. Den Schluß bildete das köstliche deutsche Weihnachtslied „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit", von den Missionaren und ihren Frauen deutsch gesungen. Der kräftige schöne Gesang der sangeslustigen Buben und Mädchen und ihre fröhlichen Stimmen zeugten von der innigen Freude, die sie durchging. Möchten nun sie sowohl wie ihre Eltern und Landsleute, deren keiner bisher dem Evangelium das Herz geöffnet hat, bald volles Verständnis gewonnen haben für die Tiefe der Weihnachtsbotschaft und die Größe der Gabe selbst und bald auch mit Bewußtsein einstimmen können in die Bitte:

Ich will nicht kleine Gaben,
Du Gotteskind, von dir,
Dich selber will ich haben
Und bitten, daß auch mir
Du magst geboren heißen,
Der Welt und Sünde mich
Auf ewiglich entreißen
Und ziehen ganz an dich!

Neuere Nachrichten.

Bei einem der Morde von Missionaren in China sparte man zwei Knaben bis zuletzt auf und befahl ihnen dann, zu erklären, daß sie nicht an Gott glaubten. Sie aber sagten: „Wir glauben doch, daß es einen lieben Gott giebt." — „Dann werden wir euch sofort töten!" war die Antwort. — „Und wenn ihr uns auch tötet, so glauben wir doch an ihn!" Und sie wurden getötet. — Von einem anderen Knaben schreibt seine Mutter: „Franz ist die meiste Zeit damit beschäftigt, die Furchtsamen zu trösten." Nicht lange darauf ist die ganze Familie samt ihrem Hause von Boxern niedergebrannt worden! Helft, Klein und Groß, für China beten!

Rätsel.

1. Was schwebet ohne Flügel, — Doch wie ein Falke leicht, — Ist aber angebunden, — Damit es nicht entweicht? — Am Himmel ists ein Sternbild, — Zu Land ein Fabeltier, — Ein Wappenschmuck im Osten, — Wo? sagt ihr selber mir.

Mk. 1.30 und 1.05 aus 2 Missionssammelbüchsen von Ebersdorfer Kindern empfangen.

Aus „Nord und Süd" erscheint monatlich, bringt regelmäßig Bilder und **kostet im Jahr nur 25 Pf.** (Porto für 1—5 Ex. 3 Pf., 6—11 Ex. 5 Pf.) — Von 20 Ex. an portofrei, von 50 Ex. an à 22 Pf. und portofrei; 100 und mehr Exemplare à 20 Pf. und portofrei.

Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Erscheint monatlich. Preis jährl. 25 Pfg.

№ 2. Februar 1901. 2. Jahrgang.

Deutsche Missionsarbeit an den Chinesen.

Ihre Anfänge und ihr Bestand.

Auf eigentümliche Weise sind die deutschen Missionen nach China geführt worden. Der aus Pyritz gebürtige Tapeziererlehrling Karl Gützlaff überreichte im Jahre 1820 dem Könige Friedrich Wilhelm IV. bei dessen Besuch in Stettin ein Gedicht, das dem Könige Interesse für den Jüngling abnötigte. Er sorgte darum von nun an für eine gute Ausbildung des begabten, bei seinem Handwerk längst nicht befriedigten Knaben. In Pastor Jänickes Missionsschule in Berlin durfte er eintreten. Und im Jahr 1826 ging er im Dienst der niederländischen Mission nach Java. Dort gelangte er nach abenteuerlichen Durchquerungen der ostasiatischen Inselwelt in die angesehene Stellung eines Geschäftsträgers bei der englischen Gesandtschaft in Kanton und begann dort ein ausgedehntes Missionswerk. Da es damals Europäern noch bei Todesstrafe verboten war, den Boden Chinas zu betreten, nahm er eine große Anzahl anscheinend christlicher Chinesen in seinen Dienst, rüstete sie mit Bibeln und kleinen chinesischen Schriften aus und sandte sie in alle 17 Provinzen des weiten Reiches. Von Zeit zu Zeit kamen diese Boten nach Kanton zurück, erstatteten glänzende Berichte von ihren Erfolgen und brachten viele Chinesen mit, die sich von Gützlaff taufen ließen. Dadurch wuchs das Missionswerk so, daß Gützlaff weder Zeit noch Geld hatte, es weiter zu leiten. Er unternahm eine Reise nach England und Deutschland und eilte nun wie ein Engel Gottes durch die Städte und Gaue seines Vaterlandes, entfachte die Begeisterung für die Christianisierung Chinas und erreichte, daß sich in Berlin, Stettin und Kassel große Vereine zur Unterstützung des Werkes bildeten, ja daß die Basler und Barmer Missionsleitungen fast wider ihren Willen genötigt wurden, eine Arbeit in China zu beginnen, und auch die Brüdergemeine sich entschloß, wie früher unter den Mongolen Südrußlands, so auch künftig wieder unter der mongolischen Rasse, und zwar in China selbst, ein Werk zu treiben. So entstanden um 1850 mehrere deutsche Missionsunternehmungen in der Provinz Kwangtung, deren Hauptstadt Kanton ist. Das Werk Gützlaffs freilich brach bald nach seinem noch 1850 erfolgten Tod zusammen. Es stellte sich heraus, daß jene Bibelboten doch noch recht unfertige Christen gewesen waren, die in gewissenloser Weise über Predigtreisen und Bücherverteilungen berichtet hatten, die nie geschehen waren. Die werten bezopften Prediger hatten es vielfach vorgezogen, die Bücher, die ihnen zur Verteilung mitgegeben waren, zu unerlaubten Zwecken zu benützen oder zu verkaufen. Einzelne hatten sich aus den Buchdeckeln Sohlen gemacht. In Ruhe verzehrten sie ihr Gehalt und dann schrieben sie erdichtete abenteuerliche Berichte nieder und bestachen zusammengelaufene Landsleute, sich ein paar christliche Redensarten einlernen und von Gützlaff taufen zu lassen. Dadurch erkaltete das Interesse für China eine lange Zeit. Die Barmer Mission hielt nur grade ihre drei Stationen, die Basler und die anstelle

der Berliner und Stettiner Vereine tretende Berliner Gesellschaft gingen nur langsam vorwärts. So stand es bis 1895.

Da kam der unglückliche chinesisch-japanische Krieg, der schon völlig veränderte Verhältnisse vorfand und eine weitere neue Lage schuf. China war bereits durch europäische Mächte gezwungen worden, bald den, bald jenen Hafen, ja ganze Küstenstriche des himmlischen Reichs aufzuthun. Außerdem hatte die jahrzehntelange Liebesarbeit der Missionare doch auch ihres Eindrucks auf weite Kreise dieser bezopften Heiden nicht verfehlt. Besonders die Thätigkeit der etwa 180 Missionsärzte und -Ärztinnen und ihre meist unentgeltlich erteilte Hilfe hatte das Mißtrauen gegen die „fremden Teufel" vielfach überwunden. Während noch vor einem halben Dutzend Jahren die Mission in China als eine besonders undankbare galt, gehört China seither zu den fruchtbarsten Missionsgebieten. Allein im Jahre 1898 wurden durch die Missionare der deutschen Gesellschaften dort 1800 Chinesen getauft. — Insgesamt stehen in China in der Arbeit über 1200 Missionare, von denen etwa 800 verheiratet sind, und daneben noch 770 Missionsschwestern. Das Feld ihrer Thätigkeit ist noch immer Kanton und Umgegend, also der südliche Teil des unermeßlichen Reiches. Gott sei Dank haben sie von den gegenwärtigen Unruhen noch nicht erheblich zu leiden gehabt.

Chinesische Familie bei der Mittagsruhe.

Die Brüdergemeine aber und ihre Boten müssen sich einstweilen noch gedulden, auf dem Wege nach China, nämlich in den Hochthälern des Himalaya, zu arbeiten und der Stunde zu harren, da ihnen der Herr erlauben wird, in das chinesische Tibet einzudringen oder, vielleicht dann auf direkterem Wege, ihr ursprüngliches Ziel, die chinesische Mongolei zu erreichen. Es ist aber ihre Thätigkeit an den tibetischen Bewohnern des Himalaya, die der gleichen mongolischen Rasse angehören und den gleichen Gottesglauben haben, wie viele Chinesen, auch durchaus nicht vergeblich gewesen. Sechs Stationen halten sie besetzt: Kyelang, Pu, Leh, Khalatse, Chini und Simla, auf Predigtreisen sind sie mehrfach nach Tibet hinein-gedrungen und durch Schriftenverbreitung haben sie weite Landstriche mit dem Schall des Evangeliums erfüllt.

Daneben aber treibt die Brüdermission ein Werk an den Vertretern der mongolischen Rasse in Surinam im Norden Süd-Amerikas. In der dortigen Hauptstadt Paramaribo, wo wir eine Negerchristengemeine von 9000 Seelen haben, lebt eine ganze Anzahl durch Sparsamkeit und zähe Ausdauer im

Handelsgewerbe zu Wohlstand gelangter Chinesen. Ebenso auf unsrer Station Albina in der gleichnamigen, schnell aufblühenden Stadt am gewaltigen Marowijnestrom, an dessen Oberlauf sich reiche Goldfelder finden. Und daneben stehen viele bezopfte Söhne des himmlischen Reiches, als Arbeiter in die Kolonie eingeführt, auf den Zucker- und Kakaopflanzungen rings umher im Land im Dienst. Alljährlich dürfen unsre Missionare Taufhandlungen an ihnen vollziehen, unermüdlich arbeiten chinesische Christen an ihren Landsleuten und unsre einzige Sehnsucht geht dahin, bald einen europäischen Missionar, der der chinesischen Sprache mächtig ist, als Leiter an die Spitze des Werkes stellen zu können. Willst du aber einen Beweis haben von der Kraft des seligmachenden Evangeliums, wie sie sich auch an dem Herzen eines armen chinesischen Heiden erweist, so greife zu dem Büchlein, das für fünfzehn Pfennig in Herrnhut zu haben ist und durch den Titel „Zweimal gehenkt“ etwas von seinem äußerst interessanten Inhalt verrät. Ein Chinese, dem Boden seines Heimatlandes jäh entrissen und auf fremder Erde eingewurzelt, wird verführt zu Unredlichkeit, ja zu einer Mordthat. Der Kerker aber wird seine Rettungsanstalt, ja sein Gotteshaus, wo er durch einen unsrer Missionare die Taufe empfängt. Auf dem Richtplatz reißt der Strick, der seinem Leben ein Ende machen sollte, und er wird begnadigt.

Auf der Flucht aus dem Innern Chinas.

Wie friedlich sehen die Chinesen auf unserm Bilde aus! Und doch wißt ihr, daß sie gegenwärtig zu den Waffen gegriffen haben und alle Ausländer am liebsten aus ihrem Land hinausjagen oder gar töten wollen. Welche Schuld haben diese verblendeten Heiden Chinas auf sich geladen dadurch, daß sie auch so viele Missionare, die ihnen das Beste bringen wollen, was man einem Menschen geben kann, das Heil für seine Seele, grausam verfolgt, gemartert und hingeschlachtet haben! Selbst Frauen und Kinder haben sie nicht verschont. Die, welche den blutdürstigen Feinden entgangen sind, geben uns ergreifende Schilderungen von den Schrecknissen und Gefahren, aber auch von der Gnade Gottes, die sie am Leben erhielt. So erzählt eine von drei schwedischen Missionarinnen von ihrer Verfolgung und Rettung folgendes: „Ende Juni hatten wir unsre Station Sinan verlassen und waren nach Hoschan übergesiedelt, um dort den Sommer zu verbringen. Jetzt sehen wir darin eine göttliche Fügung, denn in Hoschan waren wir der Küste um 3 deutsche Meilen näher als in Sinan. Schon hielten wir uns eine Woche lang dort auf, und die Leute kamen scharenweise mit ihren Kranken zu uns — da ließ uns der Mandarin, Bürgermeister, der nächsten Stadt Honanfu bitten, den Ort zu verlassen. Er hatte von Kriegswirren in Tientsin und Peking gehört und fürchtete Unheil auch für uns. Wir hatten von solchen Unruhen noch nichts gehört.“ Am 4. Juli brachen die drei Frauen in einem Wagen nach Shanghai auf. Nur langsam ging es vorwärts. Denn schon hier begegneten ihnen ganze Scharen von Aufrührern, bestiegen den Wagen, ließen sie aber schließlich unbehindert weiterfahren. Am vierten Tage schrieen ihnen Leute entgegen: „Bringt die fremden Teufel um!“, aber sie kamen wieder durch. Drei Tage später jedoch überfielen sie Räuber, die mit Schwertern und Pistolen bewaffnet waren und ihnen alle Habe, sogar die Hüte, Taschentücher und selbst ihre Bibeln wegnahmen. So wären die armen Frauen vielleicht garnicht mehr weitergekommen, hätten nicht hier und an anderen Orten, wo sie später durchkamen, chinesische Christen sich ihrer angenommen, obgleich sie die Schwestern oft nur mit Mühe und List vor der Wut ihrer heidnischen Volksgenossen schützen konnten. Einmal mußten die Frauen sich einen ganzen Tag und eine Nacht in der Dachkammer einer Scheune versteckt halten, ohne Essen und Trinken, bis es einem ihrer christlichen Beschützer gelang, ihnen eine Flasche Wasser und einige Gurken zu bringen. Ein anderes Mal suchten zwei Christen sie in einem Dorfe unterzubringen, aber niemand wollte sie bei sich behalten, denn obgleich freundlich gesinnt, fürchteten sich die Leute doch vor der Wut des Volkes. So verbargen sich die drei Frauen einen Tag im Stroh, einen andern von Früh bis Abend unter dem Bett, während draußen die Leute wüteten. Einige drangen sogar ein und suchten überall nach, nur nicht unter dem Bett; Gott hatte sie mit Blindheit geschlagen. Wieder verhalf schließlich ein Christ den Missionarinnen zur Fortsetzung ihrer Flucht. Er mietete ein Boot und versah sie mit Nahrung zur Reise, in der Nacht sollten sie aufbrechen. Aber da weigerten sich die Bootsleute zu fahren. Der Morgen brach an und sie waren in größter Gefahr, entdeckt zu werden; so versteckten sie sich wiederum, diesmal in ein Maisfeld. Nach einer Stunde fand sie ihr christlicher Beschützer dort und bat die eine von ihnen, ein paar Worte an die zusammengelaufene Menge zu richten. Gott gab ihr die rechten Worte zur rechten Zeit und es gelang, die Menge zu beruhigen, so daß die Frauen ihren Weg fortsetzen konnten, von ihrem Beschützer namens Jang begleitet. Bald aber sahen sie sich wieder von einem Pöbelhaufen umringt. Alle schrieen nach Geld und gaben sich nicht zufrieden, bis sie die Taschen der Reisenden durchsucht und Jang selbst die sechzig Pfennig abgenommen hatten, die er bei sich trug. Ein Fahrzeug war für sie nicht zu erlangen, auch hätten sie es ja nicht mehr bezahlen können; und so mußten sie Tag und Nacht zu Fuß und ohne gegessen zu haben, sieben Meilen bis zum nächsten Amtshause zurücklegen. Hier sorgte zwar der Mandarin für ihre Erquickung, schickte sie aber unter Bedeckung von 30 Soldaten alsbald weiter zum nächsten Amtshause, sechs Meilen weit. Ein wenig Reiswasser erhielten sie zu trinken, dann aber

gings weiter. Es regnete jetzt fortwährend und die Wege waren schlüpfrig. Als sie am Abend in einem Wirtshause einkehrten, mußten sie ihre Kleider auswinden und dann in den nassen Kleidern schlafen. Aber der Herr bewahrte sie vor Erkältung. Ihre Füße wurden wund und schmerzten, aber sie mußten weiter und erreichten das nächste Amtshaus. Niemand wollte sie beim Mandarin anmelden. Da schlugen sie an eine Gong (Metallscheibe), worauf der Mandarin verpflichtet ist zu kommen. Er zeigte sich gefällig, auch seine Frau erschien und brachte Kleider zum Wechseln. In einem Wagen fuhren die Frauen am nächsten Morgen weiter, mit Geld und Wegzehrung ausgerüstet, und trafen unterwegs viele Christen, die sehr freundlich zu ihnen waren. So hätten sie Shanghai ohne Störung durch den Aufruhr erreichen können. Aber es drohte ihnen noch ein anderer Unfall. Sie waren an einen Fluß gekommen und mußten ein Boot benutzen. Da überfiel sie ein schrecklicher Orkan, der das Boot umwarf und zerbrach. Zwar kamen sie durchnäßt und mit einigen Quetschungen davon, waren aber durch diese neue traurige Erfahrung ganz niedergeschmettert und meinten, nun nichts mehr ertragen zu können. Wieder mußten sie zu Fuß weiter. Drei Tage lang hielt der Regen fast ununterbrochen an, aber der gefürchtete zweite Sturm blieb aus. Der Herr hatte ihre Gebete erhört.

Endlich erreichten die Flüchtigen die große Stadt Tschingkiangfu, von wo man mit dem Dampfschiff nach Shanghai fahren kann. Der dortige Mandarin und die Christen des Ortes gaben ihnen das Fährgeld. So kamen sie am 6. August glücklich in Shanghai an und dankten dem Herrn für die überaus wunderbare Errettung aus größten Gefahren.

Chinesische Tugenden und Untugenden.

Wir wollen uns nicht über die Chinesen erheben, wenn wir im folgenden zunächst etwas von ihren Untugenden hören, denn sie sind arme Heiden. Um sie aber näher kennen zu lernen und für ihre Not zu beten, ists nötig, daß wir auch davon etwas wissen. Da steht obenan ihre Lügenhaftigkeit. Die Chinesen sind schlaue Betrüger, die im Handel jeden zu übervorteilen und im Verkehr gern zu täuschen suchen. Weiter sind sie grausam. Es ist tieftraurig, daß ein Mensch so entarten kann, daß er solche Freude am Quälen hat, wie dies bei Chinesen der Fall ist. Viele chinesische Kaiser waren Ungeheuer an Grausamkeit. Der Chinese kann sogar sein eigen Kind töten, vollends wenn es ein Mädchen ist. Die Gefängnisse sind in China wahre Vorhöfe der Hölle, und in keinem andern Lande der Erde ist noch die furchtbare Strafe des Kreuzigens Brauch, nur in China. Einer der hochgestelltesten Beamten dort, Li Hung Tschang, ließ bei einer Hungersnot noch Reis aus seiner Provinz ausführen. Derselbe beklagt das Opiumrauchen und dabei wird in seiner Provinz am meisten Opium angebaut. Was ist Opium? Opium gewinnt man aus der Mohnblume. Der Saft derselben wird gekocht und dann geraucht. Dadurch wird der Mensch ganz betäubt und betrunken. Es ist ein entsetzliches Gift, das eine Zeit lang dem Körper ein Gefühl von Frische und Wohlsein verleiht, weshalb das Rauchen zu einer furchtbaren Leidenschaft wird, schließlich aber reibt es die Kräfte des Leibes und der Seele auf und vergiftet so den ganzen Menschen.

Nun aber eine Tugend der Chinesen, und zwar eine, die selbst manche Christen beschämen kann. Das ist ihre rührende Kindesliebe, die Ehrfurcht vor dem Alter, der Gehorsam gegen Vater und Mutter. Sieh, auf dem Bilde wagt der Bursche in Anwesenheit der Eltern sich nicht einmal zu setzen. Wenn der Vater ruft, sagt der Sohn nur: „Ich gehorche“ und eilt zu ihm. Geht er mit dem Vater aus, so hat er stets einen Schritt zurückzubleiben. Wollte er sich bei einer Züchtigung widersetzen, so würde er die Achtung aller Leute verlieren, ja vielleicht gar gesteinigt werden. Missionar Voskamp begegnete auf seinen Wanderungen manch einem jungen Chinesen, der sein greises Mütterlein auf dem Rücken trug. Und als er selbst zum erstenmal einen chinesischen Schüler züchtigen mußte, erhob sich dieser und sagte: „Ich danke, daß du mich erzogen hast.“ — Ein chinesisches Kinderbuch enthält folgende Sage, d. h. eine Geschichte, die nicht genau so geschehen ist, bei der aber der tiefere Sinn lehrreich ist. Die Mutter eines Knaben wurde sehr krank. Der Arzt verordnete ihr eine Suppe von jungem Bambusrohr. Nun war es aber mitten im Winter, da sprossen die Bambus nicht. Betrübt ging Man Tsung, der Knabe, in den Bambushain, umfing die Stämme mit seinen Armen und weinte bitterlich. Seine kindliche Liebe rührte die Erde, der Boden öffnete sich, es sproßte junger Bambus auf. Mit Freuden pflückte ihn der Knabe und kochte zu Haus eine Suppe davon. Die Mutter aß diese und wurde auf der Stelle gesund.

Rätsel.

2. Dem kurzen Vorwort folgt sofort — Das zarte Heideblümchen dort. — Und wenn nun beide sind vereint, — Welch großer Weltteil dann erscheint?

3. Mit einem Fürwort fängt es an, — Es folgt ein halbes Kind sodann, — Der halbe Mond macht den Beschluß. — Das ganze Wort man suchen muß — Im Norden fern, im kalten Land, — Wo alles starr in Eis gebannt.

Von den Mädchen der Sonntagsschule in Guben Mk. 6.—; aus dem Missionsneger der Sonntagsschule Freienstein für das Labradorschiff Fr. 26.35; Mk. 3.— aus dem Missionsneger von den kleinen Lesern und Leserinnen einer Jugendbibliothek in Ebersdorf (Reuß j. L.) Dankend empfangen

Missionsverwaltung, Herrnhut.

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Erscheint monatlich. Preis jährl. 25 Pfg.

№ 3. März 1901. 2. Jahrgang.

Die Jugend in Elim.

1. Elim in Südafrika.

Stellt euch ein schönes, blühendes Dorf vor mit verschiedenen Reihen von Häusern, etwa 300 an Zahl, in der Mitte ein stattlicher Gutshof — die Missionsgebäude mit Kirche, Schule, Mühle und Kaufladen — und das alles in einer prächtig fruchtbaren Ebene mit über 400 wohlgepflegten Gärten in der Nähe der Häuser und einem weitgedehnten Weideland, auf dem mehrere Tausend Schafe, einige Hundert Kühe und Ochsen, 50 Pferde und 30 Esel sich tummeln — und ihr habt das Bild unsrer zweitgrößten Missionsstation in der Kapkolonie Südafrikas, das Bild der blühenden Gemeine Elim. Was könnte ich euch erzählen von dem Leben und Treiben im Kaufladen oder in dem großen Strohblumengeschäft, von den umwohnenden Bauern, den holländischen Buren, die ihr Mehl zum Mahlen in die Elimer Mühle bringen, von den Missionaren und lieben Alten im Dorf, die der Mission und damit unserm Gott und Heiland treu ergeben sind!

Heut etwas vom jungen Elim! Siehts nicht lustig aus, das treuherzig blickende junge Volk, wie es das Bild uns vorführt. Nicht immer sind sie so zart und zahm, diese kräftigen Burschen und Mädchen, die hier vor lauter Ehrfurcht vor der Photographiermaschine so sittsam und gehalten erscheinen und gar nicht wissen, wohin sie mit den Händen sollen und wie sie den Hut am besten rücken möchten, damit das schöne braune Antlitz nicht von den Sonnenstrahlen noch mehr gebräunt wird und doch auch wieder auf dem Bild nicht durch Abwesenheit glänzt. Im ganzen aber ists doch eine liebe junge Schar. Die meisten von ihnen sind gehorsame Kinder, fleißige Schüler und wollen auch treue Gotteskinder werden. Hören wir nun etwas von ihrem Leben und Treiben.

2. Ein Elimer Schultag.

Es ist 8 Uhr morgens, zur Winterszeit — wohl gemerkt, zur südafrikanischen Winterszeit d. h. im Juli und August — ½ 9 Uhr, da ertönt die Glocke auf dem Missionsplatz, um die Elimer Kinder zur Schule zu rufen. Da wirds allmählig lebendig auf der Werf — so nennt man den Platz — fröhliche Kinderstimmen schwirren durcheinander, die Lektion wird noch einmal einzeln oder in Gruppen laut hergesagt oder noch tüchtig gespielt, dann, nach einer halben Stunde — eine zweiter Zug an der Glocke, und die Schule beginnt. Herein tritt in die Klassenzimmer der größeren Kinder der ältere farbige Lehrer mit seinen zwei Gehilfinnen, Ayas genannt, und zu den kleineren Buben und Mädchen der zweite Schullehrer, ebenfalls von zwei braunen Lehrerinnen gefolgt. Also sechs Erwachsene, die Unterricht erteilen. Daraus könnt ihr schon schließen, daß die Zahl der Schüler keine geringe ist. Was denkt ihr wohl! Elim ist ein stattlicher Ort und zählt seine 1600 Einwohner, steht also Herrnhut und Niesky nichts nach, und hat da natürlich auch eine stattliche Kinderschar, über 300 Burschen und Mädchen, die in sechs Schulklassen unterrichtet werden.

Mit Gesang, einem Schulgebet, das der frühere Missionar Hallbeck, ein großer Kinderfreund, verfaßt hat, und dem gemeinsam gesprochenen Vaterunser wird der Unterricht des Tages eröffnet. Was würdet ihr dazu sagen, wenn in euren Schulen eine andere Sprache gesprochen würde, als das liebe Deutsch, das ihr zu Haus und auf der Gasse redet? So aber hier in Elim. Die englische Regierung verlangt, daß in der ersten Klasse nur englischer Unterricht erteilt, ja daß schon mit den Kleinen englisch wenigstens gelesen werde, trotzdem die Kinder mit Eltern und Geschwistern den ganzen übrigen Tag nur holländisch schwätzen. Ein Glück nur, daß ihnen das Englische nicht schwer fällt. Sie haben eine

des Lesens, Schreibens und Rechnens werden gelehrt, auch Gesangbuchsverse und Bibelsprüche gelernt. Später kommt noch etwas Weltgeschichte und vor allem Erdkunde hinzu. Auch darf Biblische Geschichte und Religionsunterricht natürlich nicht fehlen, doch sind diese Gegenstände von der Regierung nicht als Hauptunterrichtsfächer gefordert, wie es bei uns in Deutschland zum Glück der Fall ist. Die Schulstunde, die von den Elimer Kindern am meisten mit Freuden begrüßt wird, ist das Singen. Wie fast alle Hottentotten, so sind auch diese jungen Farbigen beinahe ausnahmslos musikalisch. Und da nun das amerikanische Lehrsystem des Solfasingens, das wir ja alle kennen, auch in Elim prächtige Wirkung er-

Schulkinder in Elim.

leidlich gute Anlage, die Laute dieser Sprache zu erfassen, wie sie denn überhaupt für alles, was man im praktischen Leben braucht, besonders aber für alle mechanischen Künste, die mit Hand und Fuß gemacht werden, besonders Maurer-, Holz- und Gartenarbeiten, ein treffliches Geschick haben. Soll dagegen der Kopf etwas leisten, gehts etwa ans Zählen, Rechnen, ans Sätze bilden und Gedanken niederschreiben, kurz an Dinge, die ein Nachdenken erfordern, o weh, da steht die Maschine schnell still, da kann der arme Kopf nicht mit. Ist ihm auch dort bei der ungeheuren Hitze nicht so sehr zu verdenken, wie es bei uns in Deutschland der Fall wäre, wo es meist hübsch frisch und kühl ist, so daß der Kopf sich gut und unbeschadet anstrengen kann. In der kleinen Klasse wird Anschauungsunterricht getrieben, die Anfänge

zielt, so solltet ihr einmal sehen und hören, mit welch erstaunlicher Schnelligkeit die Kinder die Töne von der Tafel ablesen und wie bald sie im stande sind, zwei- und vierstimmige Lieder zu singen. Zwischen den drei Schulstunden des Vormittags wird der Unterricht eine Viertelstunde lang ausgesetzt. Da giebts ein Leben und Treiben auf dem großen, freien Platz vor der Schule, da wird gejubelt, gelacht, auch wohl ein gemeinsames Spiel gemacht; es ist ein fröhliches Durcheinander, genau wie im deutschen Vaterland.

Der Nachmittag ist für die Kleinen schulfrei, die älteren Kinder aber haben noch zwei Stunden Unterricht. Für die Mädchen fällt in diese Zeit die Nähschule, die von den farbigen Lehrerinnen unter Hilfe und Aufsicht einer der Missionsschwestern

ganz methodisch, wie der gesamte Unterricht, — gehalten wird.

Einen Höhepunkt im Schulleben bildet alljährlich ein- oder zweimal der Besuch des Regierungs-Schulrats, der sich von dem Gang der Schule, vom Fleiß und gutem Betragen der Kinder überzeugen will. Da wird nicht nur die ganze Klasse als solche geprüft, sondern jedes einzelne Kind wird vorgenommen und scharf auf den Zahn gefühlt. Was es weiß und was es nicht weiß, wird vermerkt, und danach je nachdem viele oder wenige gute Striche berechnet. Diese werden dann zusammengezählt und danach die Versetzung in die höhere Klasse genehmigt oder eine Belobigung oder Belohnung erteilt. Später wird dann auch in dem blauen Buch, das die Regierung über die Schulen der Kapkolonie veröffentlicht, über die Leistungen der Elimer Schule Lob und Tadel verzeichnet.

3. Ein Festtag der Kinder,

ja ein Tag, an dem die ganze Missionsgemeine lebhaften Anteil nimmt, ist vor allem das Kinderfest, das wie in deutschen Brüdergemeinen im Andenken an die Erweckung der Herrnhuter Kinder im Jahre 1727 alljährlich am 17. August gefeiert wird. Da regt sichs in jedem Haus. Überall haben die Eltern Vorbereitungen getroffen. Sie machen den Kindern einen netten, kleinen Putztisch und stellen von den herrlichen, üppig wuchernden Feldblumen ganze Sträuße ins Zimmer. Einzelne Frauen gehen am Nachmittag vor dem Festtag in die Kirche, schmücken den Predigttisch, stecken Blumengläser und winden Guirlanden für das Gotteshaus, wobei auch immer etwas zur Ausschmückung des Schulhauses übrig bleibt. Nun aber der Festtag selbst! Die Feier ist eine kirchliche, und daher wird auch ein Teil des Tages in der Kirche verbracht und mehrere Gottesdienste gehalten.

In der Frühe des Morgens schon waren die Mitglieder des Bläserchors in feierlichem Zuge durchs Dorf gezogen, um die Schläfer mit Posaunenklang zu wecken. So ist groß und klein festlich gestimmt und wartet nur noch auf das erste Glockengeläut, um zum gemeinsamen Festmorgensegen ins Gotteshaus zu eilen. Dieser ersten Andacht folgt eine Stunde später die „Festrede". Nach derselben stellen sich die Kinder in Reih und Glied auf, und nun gehts in feierlichem Zuge mit Gesang von Versen erst vor die Missionshäuser und dann ins Dorf, um dort vor jedem Haus, in dem ein krankes Glied der Gemeine wohnt, einen Vers zu singen. O wie freuen sich die armen Alten, die mit mancherlei Siechtum und Gebrechen belastet sind oder auch jugendliche Kranke, die der Herr in die Stille des Krankenzimmers geführt hat, damit sie ihr bisheriges Leben überdenken, über das, was Gott ihnen hier durch Kindermund sagt! Es gereicht ihnen zu großer Erquickung und Trost. Langjährige Leidende sehen das ganze Jahr hindurch mit gespannter Erwartung dieser Stunde entgegen. Hat nicht auch Doktor Luther als Knabe in Eisenach mit seinen Altersgenossen vor den Häusern gesungen? Man nannte jene jugendlichen, umherziehenden Sänger mit dem lateinischen Namen Kurrendeschüler. Und ziehen nicht noch heut in Berlin solche Kurrendesänger durch die Straßen? Ich habe selbst oft aus den Höfen der Häuser ihren munteren oder feierlich-ernsten Gesang heraustönen hören und blieb still stehen, bis ich ihren Worten gelauscht und mich daran erbaut hatte. Das sind solche Dienste, wie sie schon Kinder armen, alten, kranken, blinden, verwaisten Leuten und damit dem Heilande leisten können, der gesprochen: „Was ihr gethan habt einem der Geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan." Viel geistlich reden soll ein Kind noch nicht, wo sichs aber einrichten läßt, auf diese schlichte Weise den Menschen zu dienen, ist's herrlich. Mit jener Kinderprozession durchs Elimer Dorf hats aber noch eine ganz besondere Bewandtnis: Sie soll erinnern an die Erweckungszeit, da im Jahre 1727 die Kinder in Herrnhut mächtig ergriffen wurden von der Liebe des Heilandes, da sie bald hier bald da im Gehölz der nächsten Umgebung des Ortes auf die Kniee fielen und beteten, des Abends aber oft unter Führung des Grafen von Zinzendorf fein sittsam im Zug und mit Gesang in den Ort zurückkehrten. Auch in Herrnhut sind die Kinder zum Gedächtnis an jene Tage über ein Jahrhundert lang alljährlich am 17. August singend umhergezogen. Die Hauptsache aber ist, daß wir schon als Kinder wissen, daß wir des Heilands Eigentum sind und ihn von Herzen lieb haben. Möchten noch heut viele, viele Kinder von solcher Liebe erglühen!

Am Nachmittag versammelt sich die Elimer Jugend zur Feier des „Liebesmahls", das alle diejenigen unter euch kennen, welche in Brüdergemeinen leben oder gelebt haben. Da wird in der Kirche Thee und Brod oder Gebäck gereicht und gegessen. Das mag manchem seltsam erscheinen. Es liegt dieser Feier aber ein tiefer und schöner Gedanke zu Grunde. Wir alle, die wir den Heiland lieb haben, bilden zusammen eine große Gottesfamilie. Der liebe Gott ist unser aller Vater und wir seine Kinder. Wie sich nun eine Familie im Lauf des Tages ihrer Zusammengehörigkeit in der Stunde am meisten bewußt wird, wenn sie zu den Mahlzeiten zusammenrückt, so haben auch die ersten Christen oft zusammen gegessen und getrunken, um ihrer gemeinsamen Liebe Ausdruck zu geben. Solche Mahlzeiten nannten sie Liebesmahle. In Erinnerung an diese alte kirchliche Sitte halten auch die Mitglieder der Brüdergemeine heut noch Gottesdienste, in denen sie ein wenig genießen, um dadurch ihrer Verbundenheit in der Liebe zum Heiland bewußt zu werden. So wird also auch in Elim Liebesmahl gefeiert, und alt und jung, Kinder wie Eltern nehmen daran teil. Damit aber alles fein ordentlich zugehe, wie sichs in

christlicher Gemeine ziemt, so müssen vor dem Festtag alle Eltern, die am Liebesmahl teilnehmen wollen, das Schulgeld für ihr Kind bezahlt haben. Das thun sie aber gern, denn diese erhebende Versammlung mit dem Gesang des vollen Kinderchors mit seinen hellen, fröhlichen Stimmen, mit dem Wechselgesang der Gäste, sowie den Ansprachen und Erzählungen, die die Missionare und Schullehrer bieten, will keines missen. Nach diesen schönen Feierstunden im geschmückten Gotteshaus ziehen die Kinder gern in kleinen Gruppen bald hierhin bald dorthin durch die Straßen des Dorfs, versammeln sich aber am Abend des Tages noch einmal mit ihren Eltern im Gotteshaus, um den Festtag zu beschließen. Da wird in einer kurzen Rede den Erwachsenen ans Herz gelegt, daß sie ihre Kinder auch außerhalb der Schulstunden treu im Auge behalten und sie in Gottes Wegen leiten und erziehen sollen. Segensverse singt die Gemeine noch den Kindern, und im Gebet legt sie der Prediger dem großen Kinderfreunde ans Herz, dann wendet man die Schritte heimwärts.

4. Jung-Elim beim Spiel.

In Elim werden aber nicht nur kirchliche Kinderfeste gefeiert, das junge Volk kommt auch mit Spiel und Ausflug und all den heiteren Freuden eines deutschen Kindes nicht zu kurz. Schon an dem Tag nach dem erwähnten Schulratsbesuch fällt der Unterricht aus, und es wird ein gemeinsamer Spaziergang unternommen. Zieht man nicht in die Ferne, so gehts jedenfalls mit Gesang und Frohsinn durch die Felder und über die Weideflächen. Da tummeln sich die Knaben, und die Mädchen sammeln Blumensträuße und kehren reichbeladen zurück. — Das Weihnachtsfest tritt in den südafrikanischen Gemeinen weniger in den Vordergrund, als in der Heimat. Es fällt ja dort mitten in den Sommer, und so in die Erntezeit. Der Ernte wegen haben die Kinder zwei Monate Ferien. Sie sind da mit ihren Eltern bald hier bald dorthin zerstreut und kommen grade nur zu den kirchlichen Feiertagen auf die Station, können also keine großen äußeren Vorbereitungen treffen. Ein Tag frohen Tummelns und heiteren Spiels ist aber der Geburtstag der Königin am 24. Mai. Nur im Festmorgensegen sehen wir da die Kinder in der Kirche; es wird auf die Bedeutung des Tages hingewiesen. Am Nachmittag aber entfaltet sich ein buntes Leben und Treiben. Selbst an Fahnenschmuck fehlt es im Dorf nicht, ja man hört schießen, oder die Bläser stimmen das englische Nationallied an. Die ganze Schuljugend zieht unter dem Schall der Posaunen auf einen Festplatz, und dort wird nun nach Herzenslust gescherzt und gespielt. Da werden Wettläufe abgehalten, Sackhüpfen probiert und hohe, mit allerhand anziehenden Gewinnen behangene Pfähle erklettert. Dazwischen wird gesungen, die Bläser geben etwas zum Besten und endlich wird Thee und Brötchen an alle die Kinder verteilt, die ihre 8 Pfennige (ein englisches Pennystück) mitgebracht haben. Eine große Schar Zuschauer ist Zeuge des fröhlichen Treibens, das erst durch die, bei jetziger winterlicher Jahreszeit früh einbrechende Dunkelheit seinen Abschluß findet.

So bezeugt uns der vor zwei Jahren aus Elim zurückgekehrte Missionar H. Kunick und seine Frau, daß auch die Elimer Jugend ein frohes Kinderleben genießt. Grüßen wir sie zum Abschied, all die braunen Burschen und Mädchen!

Buschlandplagen (Suriname).

Schön ist die Lage Bergendals im Surinamer Buschland, aber leider ungesund. Wie plagt das Fieber die Menschen! Eine andere Plage sind die Ameisen, die oft in dichten Scharen das Haus durchziehen und über alle Lebensmittel herfallen. Auch die Orangenbäume, die sonst so gut hier gedeihen würden, werden von ihnen zerfressen und ihrer Fruchtkeime beraubt, so daß man sie und andere Fruchtbäume nicht anpflanzen kann. Nur die Ananas bleibt, vielleicht ihrer stacheligen Blätter wegen, von diesen Nagern verschont. — Eine noch viel schlimmere Plage, wenn auch zum Glück nicht so häufig, ist der Jaguar. Er wird in Suriname gewöhnlich Tiger genannt, obgleich er sich von dem asiatischen Tiger wie von dem afrikanischen Panther sehr wesentlich unterscheidet. Er treibt des Nachts sein unheimliches Wesen und überfällt die Haustiere, namentlich Rinder und Schweine. Da die Neger gar nichts dagegen thaten, sondern nur litten und klagten, wurden diese Räuber immer frecher und zahlreicher. Später ist eine Falle gebaut worden, dicht beim Dorfe, in welcher junge Schweine, die aber der Jaguar schließlich nicht erreicht, als Lockspeise dienen. Gleich in der zweiten Nacht nach Aufrichtung der Falle wurde ein Jaguar gefangen und erlegt, und so seitdem schon eine ganze Anzahl. Man darf hoffen, die Plagegeister dauernd abzuwehren.

Rätsel.

4. Der ist ein Priester bei asiatischen Heiden — Das sieht man in Peru und Chile weiden.

Mk. 2,47 für Deutsch-Ostafrika von der Sonntagsschule auf dem Brüdersaal in Potsdam durch Herrn Pastor Dähne; Mk. 3,— und ein Sack getrocknetes Obst gesammelt durch Herrn Lehrer Glatzle in Eichelberg für die Eskimo in Labrador, bei Br. H. P., Stuttgart eingegangen. Dankend

Missionsverwaltung, Herrnhut.

Herausgeber Prediger Ch. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.

Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Erscheint monatlich. Preis jährl. 25 Pfg.

№ 4. April 1901. 2. Jahrgang.

Ein Gruß von der Moskitoküste.

Brief des Br. Coldiz, Missionar in Sandy Bay.

1. Wie sieht es in Sandy Bay aus?

Liebes „Nord und Süd!“ Da ich weiß, daß du gern allerlei Geschichten von dem weitverzweigten Missionsfelde in deinen Spalten aufnimmst, so bin ich gerne bereit, dir auch ein wenig von der Station zu erzählen, auf der ich arbeite. Sie heißt Sandy Bay und liegt in Nicaragua in Mittelamerika. Der Ort besteht aus acht verschiedenen Indianerdörflein, die in der großen, flachen, fast baumlosen Savanna (Grasfläche) zerstreut umherliegen. Fast ein jedes derselben erfreut sich aber eines Mango- und Orangenhaines, in welchem die Hütten der Indianer versteckt liegen. Sonst macht die Savanna, welche teilweis sumpfig ist, einen öden Eindruck und wird nur belebt durch Herden von Kühen und Pferden, welche frei umhergrasen. Auch allerhand Vögel, die aber nicht singen, haben ihr Heim da. Selbst Frösche mit ihrem fast allabendlichen Quak, Quak fehlen nicht, ebensowenig Schlangen, deren es mehrere Arten hier giebt. Eine andere Plage, über die sich kein Europäer freut, sind die vielen Grasläuse, welche, obgleich winzig klein und rot aussehend, doch dem Menschen so arg zusetzen, daß er ganz nervös und aufgeregt dabei werden kann.

Vor sechzehn Jahren herrschte hier unter den Indianern noch völliges Heidentum, wobei greuliche Sachen vorgekommen sind. Auch heute noch sind unter den 8—900 Einwohnern mehr als die Hälfte Heiden. Die einst herrschende Finsternis ist zwar gebrochen, und das helle Licht des Evangeliums hat auch hier zu scheinen begonnen und manche Sünde und Untugend hinweggeräumt. Doch hat der Teufel immer noch eine große Macht über diese Heiden, was sie vom Glauben an Jesum und vom Christwerden jetzt noch abhält.

Daß sich schon eine ganz ansehnliche Christengemeine hier befindet, das hat der Herr gethan durch sein Erbarmen.

Die Menschen lebten in Blindheit dahin, waren viel betrunken und sehr widerspenstig. Als sie hörten, daß die gewaltige Erweckung, welche der Herr unter den Indianern im Jahre 1881 hervorrief, sich auch ihrem Orte näherte, da wurden sie mit Ingrimm erfüllt. Einige von ihnen erklärten, daß sie jeden von der Erweckung Ergriffenen, der sich zu ihnen wagen würde, um ihnen Gottesdienste zu halten, totschlagen würden. So trotzig waren sie gegen die frohe Botschaft vom Heiland. Aber die Macht des Geistes Gottes war stärker und übermannte sie, so daß bald viele ausriefen: „Was soll ich thun, um selig zu werden?“ Und ganze Scharen machten sich auf zu der zwei Tagereisen entfernten nächst liegenden Missionsstation und baten, Christ werden zu dürfen, was vielen auch gewährt worden ist.

Seit 1896 ist nun Sandy Bay Missionsstation geworden, und vor zwei Jahren haben die Indianer eine schöne große Kirche gebaut, welche, mit einem

Kreuz auf der Glockenturmspitze geschmückt, weithin sichtbar ist. Ja durch Gottes Gnade ist hier ein Neues geworden; und doch klebt den jungen Christen noch viel von dem früheren wilden Leben an, namentlich dem heranwachsenden Geschlechte. — Und nun etwas

2. von den Indianerkindern in Sandy Bay.

Kinder giebt es hier viele, getaufte sowohl, wie noch heidnische. Von den ersteren sollte man doch erwarten, daß sie gerne zur Schule und auch zur Sonntagsschule kommen, aber das ist bei vielen nicht der Fall. Erst seit die Regierung eine Art Schulzwang eingeführt hat und jeden, der nicht kommt, mit Geldstrafen bedroht, ist der Besuch der Tagesschule besser geworden. Sie wird augenblicklich von 40 Knaben und 20 Mädchen besucht. Das ist noch eine ziemlich wilde Gesellschaft, und der Lehrer hat viel Not, sie in Ordnung zu halten. Nur wenn der Missionar selber ihnen Unterricht erteilt, z. B. Religion und Singen, verhalten sie sich ziemlich ruhig, denn vor dem haben sie doch wenigstens etwas Achtung. Sie werden in der Moskitosprache und dann im Spanischen unterrichtet. Das letztere lieben sie mehr, wie ihre Muttersprache, die in ihren Augen keinen Wert hat. Früher schwärmten sie für das Englische, aber seit das Land Nicaragua gehört, ist diese Sprache aus der Schule hier verbannt worden und zwar zum großen Leidwesen der Indianer. Doch lernen sie das Spanische fast noch leichter als das Englische.

Indianische Schulkinder.

Daß nicht noch viel mehr Kinder unsre Schule besuchen, hat seinen Grund in der herrschenden Armut. Es giebt so viele Kinder hier, die bloß auf ihre Mutter angewiesen sind, und von denen haben die wenigsten viel anzuziehen. Und geht man auf die umliegenden Dörfer und fragt eine Mutter, warum sie ihre Kinder nicht zur Schule schicke, so antwortet sie: „Was sollen sie anziehen?“ Das thut einem in der Seele weh, und ich habe manchmal gedacht: Wenn ich doch ein reicher Mann wäre, dann würde ich allen Kleider schenken. Von den Kindern, die in die Schule kommen, hat mancher Junge seines Vaters Hemd und Hosen an, die er ganz schlau unten mit einem Strick zusammenbindet und recht hoch hinaufzieht, damit sie durch ihre Länge nicht zu sehr auffallen.

Was treiben denn nun die Indianerkinder außerhalb der Schule? Da tummeln sie sich frei und fröhlich umher und sind ganz in ihrem Elemente, jedenfalls aber durchaus keine Schlafmützen. Die Jungen tragen den Kopf schon hoch und fühlen sich als freie Indianer. Sie sind gewandt im Reiten, und oft sieht man sie auf Pferden ohne Sattel stramm sitzen und, mit einem Strick in der Hand, pfeilschnell durch die Savanna dahinjagen, um des Vaters Kühe einzufangen. Da wissen sie eine lange Leine so geschickt zu schwingen, daß sie im Handumdrehen die im vollen Gallop vor ihnen herjausende Kuh eingefangen haben. — Oder sie gehen fischen mit Schnur und Angelhaken, und am Abend sieht man sie dann ganz durchnäßt, mit mehreren Fischen in der Hand, nach Hause zurückkommen. — Ein ander Mal findet man sie wieder mit Pfeil und Bogen in der Savanna umherschleichen und den Vögeln nachstellen. Das ist eine böse Tugend! Weiter sind sie gewandte Schwimmer, und an den Wochentagen kann man sie tagtäglich im Wasser sich herumtummeln sehen.

Die Mädchen halten sich mehr bei der Mutter auf, aber auch sie können z. B. schwimmen wie die Fische. — Mit den Eltern gehen sie auch oft in die Plantagen und helfen da bei der Feldarbeit, andre wieder bleiben zu Hause, um während der Eltern Abwesenheit die kleinen Geschwister zu hüten.

Bei den hier öfters eintretenden Hungersnöten, welche entstehen, wenn es Mißernten giebt oder die Plantagen durch Überschwemmungen zerstört werden, da müssen auch die Kinder Hunger leiden, und sie sind dann auf sich selbst angewiesen, sich etwas zum Essen zu suchen. Da streichen sie den ganzen Tag im Freien herum, stehlen von den Bäumen, wo es etwas giebt, gehen fischen oder lesen am Meeresstrande kleine Muscheln auf, die sie Ahis nennen, fangen Eidechsen, Krabben und andres Zeug, womit sie ihren Hunger stillen. Davon werden sie aber oft krank und klagen über Schmerzen im Leib. Gewöhnlich kommt dann bald die Mutter und bittet um Medizin, und es wird ihnen geholfen.

Und nun: Wie stehts mit dem vierten Gebot? Haben die Kinder denn auch ihre Eltern lieb und gehorchen ihnen? Nun bis zu einem gewissen Grad haben sie sie lieb, aber mit dem Gehorsam ist es noch recht schlecht bestellt. Die Eltern

klagen viel über Ungehorsam ihrer Kinder. Sie erwarten doch, daß ihnen die Kinder im Hause helfen sollen z. B. Wasser holen, Holz spalten u. s. w. Aber wenn sie dazu angehalten werden, da thun die Kinder oft, als hätten sie es nicht gehört, und wenn sie dafür bestraft werden sollen, laufen sie davon. Manche größere Kinder, die von der Mutter ausgescholten werden, erdreisten sich sogar zu sagen: Sei still, oder ich schlage dich! Und manche betagte Eltern, die eine ganze Anzahl Söhne haben, welche ihnen die Arbeit abnehmen und auch ein Haus bauen könnten, erhalten keine Hilfe von ihnen. Die Alten müssen sich plagen bis zum letzten Atemzuge, und die Herren Söhne gehen ihren Vergnügungen nach. Ja, ein solcher Indianerbursche kommt lange, lange nicht aus den Flegeljahren heraus und ist dabei voller Leichtsinn und Unarten. Und die größeren Mädchen sind nicht viel besser; die zanken sich mit ihrer Mutter und widersetzen sich ihr, wo sie nur können. Letzte Weihnachten sah ich, wie eine christliche Mutter ihr größeres Mädchen von einem Trinkgelage weggeholt hatte. Auf dem Wege wollte plötzlich die Tochter nicht mehr gehen. Die Mutter gab ihr ein paar Schläge, daraufhin schlug die Tochter die Mutter wieder, und es entstand eine förmliche Prügelei. Ja, so sind nicht nur Heiden-, sondern auch ungezogene Christenkinder. Und nun suchen wir Missionare ja natürlich auch auf die Jugend einzuwirken und ermahnen sie zum Gehorsam gegen die Eltern. Es fängt auch an, besser damit zu werden, aber es wird noch lange dauern, ehe in Sandy Bay in diesem Punkt alles in Ordnung ist.

Missionshaus und Kirche auf einer Missionsstation.

Indianer am Ufer bei ihren Booten.

3. Die ersten Früchte der Erziehung.

Ja, es wird noch lange dauern, ehe der Unterricht, welchen wir in der Schule erteilen, wirklich geschätzt wird und die Kinder sich dankbar dafür erweisen. Jetzt hat das alles in ihren Augen noch wenig Wert, und die Undankbarkeit, welche wir dabei ernten, könnte einen oft mutlos machen. Und doch erleben wir auch jetzt schon manche Freude und sehen, daß die Arbeit für den Herrn nicht ganz vergeblich ist.

Da kamen z. B. vor einem Jahr vier Heidenknaben zum erstenmal in die Schule. Stumpf und geistlos schauten sie drein. Verkommen und mürrisch erschienen sie in ihrem ganzen Wesen. Und sieh sie nur heute wieder an, geweckt und frisch, ja fast treuherzig blicken sie einem entgegen, ihr ganzes Wesen ist ein anderes geworden. Oder komm mit in die Sonntagsschule, wo wir schöne große liebliche Bilder zum Erklären für die Kinder besitzen. Da sind sie ganz Auge und Ohr bei den Erzählungen, und das Bild wird beinah verschlungen. Oder frage sie, wo die bösen Kinder, die ungehorsam sind und nicht beten, alle hinkommen, und sie werden antworten: „in die Hölle.“ Wo kommen aber die guten und frommen Kinder hin, die an Jesum glauben und beten? „In den Himmel“ ist ihre Antwort.

Vor einiger Zeit hatte ich mehrere ältere Heidenkinder zu taufen. Da machten mir zwei von ihnen besondere Freude, denn während der heiligen Handlung blickten diese bräunlichen Gesichtchen gar lieblich und beinahe verklärt nach oben, und ich wurde an das Wort des Heilandes dabei erinnert: „Solcher ist das Himmelreich.“ Ja man muß auch diese Kinder lieb haben, man mag wollen oder nicht.

Vor zwei Jahren erhielten die Schulkinder hier von Lehrknaben aus der Schweiz durch Bruder Steinberg eine schöne große Weltkarte zugesandt. Die Freude darüber war groß. Einer der Knaben, Amaziah mit Namen, schrieb auf unsern Wunsch einen englischen Brief an den Freund dieser Geber, in welchem er ausführt: „Wir waren ganz wild und lebten fast wie die Tiere dahin. Da kam eines Tages ein Schulmeister hier an (der jetzige Lehrer Herr Hurlston) und sagte, er wolle uns lehren. Meine Mutter gab mich mit noch andern Kindern in seine Schule. Wir glaubten, wir würden etwas zu essen bekommen, aber nichts von alledem war da zu sehen.

Der Lehrer schrieb etwas mit Kreide auf eine Tafel und frug uns, was das wäre. Da sagten einige: ein Frosch, die andern: ein Fisch, und wieder andere etwas anders, aber es war falsch, es war das ABC. Nun wollten wir nicht mehr in die Schule gehen. Aber meine Mutter schlug mich und sagte, ich müßte gehen. Die andern Leute sagten, schlagen sei nicht gut. Wir hatten die Schule nicht gerne. Jetzt lernen wir aber mancherlei und sehen auch schöne Bilder, über welche wir uns freuen. Dann gehen wir wieder fischen wie früher, und schießen auch Vögel mit Pfeil und Bogen, fangen die Kühe ein u. s. w., kurz sind dabei immer noch fröhliche Kinder. Möchte nur unser Herz ganz dem Heiland gehören!"

Damit will ich schließen und nur noch bitten: „Betet doch für die Kinder in Sandy Bay." Es grüßt alle lieben jungen Freunde herzlich Euer getreuer

Paul Colditz.

Ein Fuchs im Ofenloch.

Was kann das sein? Ja, so etwas kann sich nur in Labrador ereignen, in dem Lande, wo alles noch frei und ungebunden sich bewegt, und wo die Natur noch das unzivilisierte Kleid trägt, das ihr bei Erschaffung der Welt gegeben ward. Diese Freiheit schätzen auch die Füchse, Bären und Wölfe, ja die Kinder der Wildheit alle, die Gott mit vier Beinen bedacht hat. Sie alle haben es in diesem Lande noch urgemütlich. Wäre nur nicht die Bärenkälte, welche diesen Sommer- und Winterfrischlern oft flinke Beine und Hunger macht und ihnen dann gelegentlich allerhand abenteuerliche Gedanken eingiebt! Hunger mochte auch jenen Freund Reineke geplagt haben, der ein lebendiges Weihnachtsgeschenk für eine Eskimo-Witwe werden sollte. Die Absicht freilich hatte er wohl kaum, sein Leben und seinen Pelz herzugeben. Aber selbst einem schlauen herumlungernden Füchslein kann es passieren, daß er trotz all seiner Berechnung und Schlauheit in Verlegenheit kommt. Und nun hört, wie das zuging!

Auf dem Missionsplatz Zoar stand neben dem Kaufladen ein kleines Haus, in dem während des Sommers die Arbeitsfrauen wohnten. Diese standen nämlich beim Kaufmann im Dienst, zogen sich aber im Winter in die wärmeren Eskimo-Häuser zu ihren Angehörigen zurück. Mit dem Verschließen der Thüren ist man in Labrador nicht so ängstlich, da weder Bummler noch Raubgesindel dort umherschleicht. Die Thüre stand daher offen, weil auch bei den Eskimo die gute Sitte des Lüftens nötig ist. Freund Reineke, der zur strengen Winterszeit im Dezember nächtlicherweile bei herrlichem Mondschein seine Spaziergänge zu machen pflegt, kam, unbehelligt von den Hunden, ins Dorf. Seine ersten Gedanken waren wohl auf eine gute Mahlzeit im Speckhof gerichtet; dort fand er aber die Thüren gut verschlossen und sah nirgends einen Riß, durch den er zu den Speckfässern einschleichen konnte. Aber halt, daneben stand ja die Thür offen, und auch aus einem Eskimohaus duftet einem oft der süße Wohlgeruch von Speck und dergleichen entgegen. Seine Nase hatte das bald gespürt und auch gemerkt, daß niemand in dem Hause sei, also — hinein zur fröhlichen Haussuchung!

Den Tisch fand er zwar nicht gedeckt, und Leckerbissen gab es keine; aber dort stand ja die Thür des eisernen Ofens offen, und mit Kennermienen besieht er sich das herrliche Versteck, das einem Fuchsbau so ähnlich ist. Hier kann er ruhen und sich, von der Kälte geschützt, ausschlafen. Ist der Ofen auch kalt, so kann er ihn ja wärmen. Und so gemütlich war es dem Füchslein in seiner neuen Behausung, daß er am andern Tag, als die Sonne schon hoch am Himmel stand, noch immer in seiner Höhle ruhte. Er hatte das Frühaufstehen völlig verpaßt. Aber einem Eskimo darf kein Füchslein trauen, denn auch er hat eine gute Spürnase. Eine Witwe, die beim Missions-Kaufmann in Arbeit stand, entdeckte Füchsleins Spur, ging ins leere Haus und sah nun alsbald im schwarzen Ofen den weißen Fuchs stecken, der sich dort sein helles Kleid arg besudelt hat. Nun war kein Entrinnen mehr. „Klapp!" war die Thüre zu und Füchslein ein Gefangener. Und als dann ein Mann zu Hilfe kam, da ging es dem Gefangenen ans Leben. Dieser Fuchsfang war auch den Eskimos interessant, denn im eigenen Haus im Ofen war doch noch kein Fuchs gefangen worden. Um so größer war die Freude, denn für das schmucke, kostbare weiße Kleid konnte sich die arme Witwe alle möglichen nützlichen Sachen zum Weihnachtsfest kaufen. „Dazu hat mir der liebe Gott," so sagte sie, „diesen Fuchs beschert."

Rätsel.

Geh nur nach Deutsch-Ostafrika, — Da findest du an unsern Grenzen — Ein Land, so fruchtbar liegt es da! — Wo des Nyansa Wellen glänzen. — Versetzt jedoch erscheint das Land — Als liebliches Idyll in Sachsen, — Wo unter frommer Brüder Hand — Viel junge Töchter froh erwachsen.

Ow. Nr. 13.

Mk. 1.04 für Deutsch-Ost-Afrika: von Pastor Dähne in der Sonntagsschule im Brüdersaal in Potsdam gesammelt; Mk. 0.35 von Klein-Walter in B.

Dankend **Missionsverwaltung, Herrnhut.**

Aus „Nord und Süd" erscheint monatlich, bringt regelmäßig Bilder und **kostet im Jahr nur 25 Pf.** (Porto für 1—5 Ex. 3 Pf., 6—11 Ex. 5 Pf.) — Von 20 Ex. an portofrei, von 50 Ex. an à 22 Pf. und portofrei; 100 und mehr Exemplare à 20 Pf. und portofrei.

Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Erscheint monatlich. Preis jährl. 25 Pfg.

№ 5. Mai 1901. 2. Jahrgang.

Heidnischer Eltern frommer Wunsch.

Es war im Jahre 1895. Da thut sich eines schönen Tages die Thür des Missionshauses in Albina in Suriname auf und herein tritt eine Mutter mit zwei Kindern. Dem Stamme der Karaiben gehörte die Frau an und war früher die Gattin eines Indianers von demselben Volksstamm gewesen. Djutima und Kulapee, so hießen die beiden Kinder, die sie an der Hand hielt. Es waren also zwei echte Karaiben-Indianer. Neun Jahr zählte der Knabe, zwölf Jahr das Mädchen. Und was wollte die Frau mit ihnen hier im Missionshaus? Zur Erziehung wollte sie ihre beiden Ältesten dem Missionar und seiner Frau anvertrauen und bitten, daß diese Europäer die Kinder zu tüchtigen Menschen heranbilden möchten. (Ihr Bild siehe Jahrgang 1900 Nr. 1.)

Wie kam die Frau zu einem solchen Wunsch und Gesuch? War sie denn eine Christin? Bei einer Heidin würden wir eine solche Bitte doch ganz und gar nicht verstehen. Und doch: die Mutter der Kinder *war* eine Heidin. Freilich wenn all die Leute recht hätten, — deren es selbst unter europäischen sogenannten „Christen“ nicht wenige giebt, die sich aber besonders auf Missionsgebieten z. B. in Westindien, Moskito, Südafrika und anderwärts nicht selten finden, — welche mit der Taufe eine abergläubische Vorstellung eines gewissen unveräußerlichen Besitzes verbinden, indem sie meinen: Wem nur eben einmal das Wasser der Taufe über das Haupt geströmt ist und wen nur die segnende Hand eines Geistlichen berührt hat, der sei geborgen, dem könne es mit seiner Seligkeit nicht fehlen, denn den sehe der liebe Gott als sein Eigentum an und den behüte er, trotz allen schlechten Lebens, das der Mensch etwa später führt, bis an sein letztes Stündlein, — ja wenn *das* die rechte Auffassung von dem Gnadengut der Taufe wäre, dann wäre auch jene heidnische Frau eine volle Christin gewesen. Denn, und nun staunt: getauft war sie, obgleich sie eine Heidin war. Sie hatte nämlich als Kind aus der Hand eines römisch-katholischen Priesters das Taufsakrament empfangen, seine Hand auf ihrem Haupte gefühlt und dabei den Namen *Luise* erhalten, seitdem aber hatte sich kein römischer Geistlicher je um sie gekümmert. Darum wußte sie von der christlichen Heilslehre nichts, war nie zum Besuch einer Taufe oder eines Konfirmandenunterrichts gelangt oder durch seelsorgerliche Besuche ermahnt und zu einem Gott wohlgefälligen Wandel angehalten worden. Daher hatte sie auch ihre Kinder nicht taufen lassen.

Und ihr Mann? Er war nicht einmal auf diese oberflächliche Weise getauft und somit wenigstens äußerlich der Kirche Christi zugeführt worden, er war also noch voll Heide. Obgleich er sich im allgemeinen als gutmütigen Menschen erwies, brach doch auch bei ihm die ungezügelte Rohheit eines Indianers oft durch. So auch im Zusammenleben mit seiner Familie. Kam er z. B. einmal betrunken nach Haus, so konnte er seine Gattin unbarmherzig schlagen und mißhandeln. — Lange Jahre lebte er so dahin. Wie seine Lands-

leute verbrachte er seine Zeit mit Jagd und Fischfang und lungerte den übrigen Teil des Tags auf seinem Feld vor der Hütte herum oder schlief behaglich ausgestreckt in seiner Hängematte. Was es von Arbeit zu thun gab, überließ er seiner Gattin. Als ein freier Mann kümmerte er sich wenig um die Gesetze dieser, noch weniger um die Gebote jener Welt. Ohne Gott lebte er in den Tag hinein, und von einem Heiland der Sünder wußte er erst recht nichts. Da kam die Zeit, daß er sein Ende nahe fühlte. Und was geschah? Es war im Jahre 1890, als er eines Tages wieder einmal — und zwar jetzt nicht nur träge und arbeitsscheu, sondern krank und zum Tode matt — in seiner Hängematte lag und nachdachte über die Zeit seines Lebens, die in noch weit treffenderem Sinne als beim Erzvater Jakob eine „böse“ genannt werden mußte. Ernstlich ging er mit sich zu rate. Da huschte Luise, seine Gattin, vorüber. Sie hatte eiligst noch dies und das für die bevorstehende Mahlzeit zu rüsten und wollte so schnell, wie sie gekommen, wieder aus der Hütte verschwinden.

Indianer in der Hängematte.

„Halt“, tönte es da aus der Hängematte herüber, „Luise, ich habe Dir etwas zu sagen.“ — „Was hast Du mir zu sagen, Mann?“ — „Luise, mein gutes Weib, verzeih mir, daß ich Dich oft so roh und rücksichtslos behandelt habe. Verzeih mir; und erfülle mir nun noch meine letzte Bitte, die ich auf dem Herzen habe. Sieh, ich habe ein schlechtes Leben geführt, ich habe dahingelebt nicht anders als die wilden Tiere des Waldes. Darum muß ich nun auch so dahinsterben einsam und verlassen in meinen Sünden. Ich erfahre nun, was das bedeutet und was der Lohn meines schlechten Lebens ist. Ist bei mir auch nichts mehr zu ändern und meine Zeit vorüber, so daß ich mein Leben nicht mehr bessern kann, so will ich wenigstens, daß meine Kinder nicht auch ein gleiches Ende nehmen. Und um das zu erreichen, dazu ist es nötig, zu verhindern, daß sie nicht etwa auch aufwachsen wie die Tiere, wie dies bei mir der Fall war. Darum versprich mir nun, daß Du sie später zu Europäern bringst und Sorge dafür trägst, daß sie bei ihnen ordentliche Menschen werden und etwas Tüchtiges lernen.“

So sprach der alte, rauhe, im Angesicht des Todes und der Ewigkeit aber umgewandelte Indianer dort mitten im Urwald am Marowynstrome und legte bald darauf sein Haupt in die Matte zurück und schied aus dem Leben. Ein heiliges Vermächtnis hatte er den Seinen hinterlassen. Besser konnte er nicht für Weib und Kind sorgen. Wie aber alles weiter gekommen, davon wollen wir demnächst erzählen in einem Büchlein: „Die beiden Urwaldkinder in Albina.“

Wie feierte man die Hochzeit der holländischen Königin in Suriname?

Br. S. Beck antwortet auf diese Frage in einem Briefe aus Paramaribo folgendes:

„Der Monat Februar brachte uns eine recht bewegte Zeit. Die Hochzeit der Königin wurde hier vier Tage lang, vom 6. bis zum 9. Februar, gefeiert. Am 6. Abends wurde mit einem Fackelzug der Anfang gemacht. Ein solcher sieht allerdings hier etwas anders aus, als man es von Deutschland her gewohnt ist. Die Anzahl der Fackeln ist sehr gering und eigentlich nur gerade zureichend, um den zwei Musikchören genügend Licht zu geben. Aber die versammelte Menschenmenge war ungeheuer groß. Ein Teil hatte sich vor unserm Wohnhause angesammelt und erwartete hier den Zug. In der Mitte der Gallerie unseres Hauses waren zwei große Transparente aufgestellt, welche das Königliche Paar darstellten, und die Gallerieen der sämtlichen zu unserm Geschäft gehörenden Gebäude waren mit Lampions verziert. Als der Zug herannahte, wurde auf allen Gallerieen bengalisches Feuer abgebrannt. Ebenso auf den Gallerieen der drei unsern Häusern gegenüber liegenden Apotheken. Von oben aus gesehen bot die Straße einen prächtigen Anblick dar, überall bengalische Flammen und unten die auf und nieder wogende Menschenmasse. Als dann das Rouleaux unsers Schaufensters heraufgezogen wurde, wollte das Geschrei und Hurrarufen gar kein Ende nehmen. Da sah man nämlich zwischen Blumen und Palmen die Büsten der Königin Wilhelmine und ihres Gemahls, des Herzogs Heinrich, aufgestellt. Ich glaube fast, es sind die einzigen Büsten dieser Art, die es hier in Paramaribo giebt; ich habe keine anderen gesehen; und die Geistlichen der lutherischen und reformierten Kirche baten um Überlassung derselben für ihre Festgottesdienste. Es war erstaunlich, wie wenig sich die Holländer an der für den Abend des 7. festgesetzten Illumination beteiligten. In einzelnen Straßen gab es kaum einige Häuser, die erleuchtet waren. Der Schmuck unsrer Häuser gehörte entschieden mit zu dem schönsten in der ganzen Stadt, was auch von den verschiedenen Zeitungen

unumwunden anerkannt wurde. In den nächsten Tagen folgten noch das Singen der Schulkinder auf dem Gouvernementsplatz, eine Volksbelustigung in den Markthallen, verschiedene Volksspiele und ein Ruderwettstreit. Bei letzterem erhob sich ein großer Jubel, als ein Mann den Preis erhielt, der den Namen De Wet trägt. Auch von den Soldaten wurde eine sehr gelungene Vorstellung gegeben. Ungefähr die Hälfte von allen Soldaten hier sind Deutsche. Oft sind ganz feine Leute darunter, sogar frühere Offiziere aus adeligen Familien. Augenblicklich leben über 150 Deutsche als Soldaten hier."

Eine ungewöhnliche Jagd.

Am 21. Juni vorigen Jahres ist in Paramaribo, der Hauptstadt Surinames in Südamerika, eine liebe Schwester gestorben. Sie hieß Lina Perchner und hatte als Diakonisse sich selbst, ihre ganze Zeit und Kraft der Pflege armer Kranker gewidmet. Bei Tage und bei Nacht war sie unermüdlich thätig. Sie bewies eine unerschöpfliche Geduld, obgleich manche von den Kranken, die sie besorgte, oft mürrisch und anspruchsvoll waren. Dadurch bezwang sie indes auch die störrigsten, so daß alle an ihr hingen und sie lieb hatten. Zuletzt mußte sie besonders schwere Kranke pflegen, nämlich Aussätzige, deren schreckliche, ekelhafte Wunden zu reinigen und zu verbinden gewiß keine angenehme Sache ist. Doch die Liebe und das Mitleid, das sie mit ihnen empfand, half ihr über alles hinweg. Als sie nun, wohl infolge von Überanstrengung, entschlief, war die Betrübnis groß und allgemein. In ihrem Leichenzug gingen viele weinende Neger und Negerinnen, denen sie einst unter Gottes Beistand wieder zur Genesung verholfen. Am Grabe sprachen sehr verschiedene Leute, unter anderm aber auch ein schwarzer junger Mann im Namen der Kranken; es waren Worte aufrichtiger Dankbarkeit. In drei verschiedenen Zeitungen wurde von ihrem Ende erzählt und von der unermüdlichen, aufopferungsvollen Thätigkeit, die sie ausgeübt. So erntet man Gegenliebe, wenn man selbst Liebe gesät hat. Das vermag man aber bloß, wenn man sich selbst wenig, den Herrn Jesus aber und Andere um so mehr geliebt hat.

Straße in Paramaribo.

Als ob sie auch euch, jungen Leser, gern eine kleine Freude bereitet hätte, erzählt sie in einem ihrer letzten Briefe von einer ungewöhnlichen Jagd. Es giebt da in Surinames Wäldern eine Art wilder Schweine, Pingo genannt. Sie leben in Herden von 20—200 Stück zusammen, durchschnobern im Walde mit ihrem Rüssel den Erdboden nach Insekten und Larven von Käfern, nähren sich aber hauptsächlich von herabgefallenen Früchten verschiedener Bäume, namentlich der Palmen. Sie werden kaum 3 Fuß lang und $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch, haben ein Schwänzchen von nur 1 Zoll Länge, kurze, steife Ohren, dünne, zierliche Füße, einen kleinen Rüssel, dunkelbraune, hellgefleckte Borsten und zwei dicke Fangzähne, mit denen sie sich gut verteidigen. Schießt man auf eins der vordersten Tiere einer solchen Herde, so entsteht zuerst ein entsetzlicher Wirrwarr. Dann stürzen sich aber alle tapfer auf den Jäger, der gut daran thut, sich schnell auf einen Baum zu flüchten, wo er Stunden lang belagert wird. Schießt man hingegen eins der hintersten Tiere, so laufen alle übrigen schnell davon und man kann sich unangefochten seiner Beute freuen. Jung gefangen werden sie bald sehr zahm, schreien wie ein kleines Kind, grunzen auch zuweilen und wollen stets bei ihrem Herrn sein, von dem sie sich gern am Kopf kratzen und liebkosen lassen. Auf dem Rücken haben sie eine übelriechende Drüse, die man, wenn ein solcher Pingo geschossen ist, gleich herausschneiden muß, sonst teilt sich der üble Geruch dem ganzen, an sich sehr guten und wohlschmeckenden Fleische mit. Ein großer Pingo giebt bis 30 Kilogramm Fleisch her. Die Pingoherden setzen, einen alten großen Eber als Führer an der Spitze, häufig selbst über sehr breite Ströme und können dann, da sie schwimmend sich nicht zu verteidigen vermögen, sehr leicht erlegt werden.

Dicht bei dem Krankenhaus, in welchem Schw. Perchner ihr Liebeswerk übte, fließt nun der große, breite Surinamefluß vorbei. Da bemerkte man eines Morgens eine ganze Menge solcher dunkler Pingos im Wasser; sie wollten an das gegenüberliegende Ufer schwimmen. Sofort sprangen alle Leute, die abkommen konnten, in Böte, mit Gewehren und den

säbelartigen Hauern oder Buschmessern bewaffnet. Jedes suchte es dem andern zuvorzuthun. Man schoß, man hieb und schlug auf die geängsteten Tiere ein. Leider waren die Jäger recht ungeübt und ungeschickt, sonst würde ihre Beute größer gewesen sein. Die Tiere, die man aber getroffen hatte, zog man rasch ins Boot, obwohl sie oft nur halbtotgeschlagen waren. Etwa eine halbe Stunde währte auf dem Wasser der Schweinekrieg, wie Schw. Perchner ihn nennt. Es wurden erst 16 solcher Tiere erbeutet. Als man sie ans Ufer brachte, lebten die meisten noch. Da nahmen die Negerfrauen große Knüttel und schlugen die Pingos immer um die Ohren, bis dieselben endlich erlegt waren. Zuletzt erschien auch einer der Ärzte des Krankenhauses mit seiner Flinte und schoß immer auf gut Glück ins Wasser. Manche Kugel ging fehl, schließlich kehrte aber auch er ganz stolz mit drei getöteten Tieren heim. Die Kranken aber, so weit sie nicht bettlägrig waren, hatten von ihrer Sommerlaube aus am Fluß die Jagd mit angesehen und redeten nun beinah den ganzen Tag über von nichts anderem. Ihr Leben fließt langsam und einförmig dahin. Darum freute sich die gute Schw. Perchner darüber, daß ihre Schützlinge einmal eine kleine Abwechselung gehabt, obwohl andrerseits die armen Pingos ihr leid thaten.

Jugendliche Missionsfreunde.

Etwas, wenn auch nicht von der Mission, so doch für die Mission erzählt uns eine Freundin unsres Blattes:

Mit wenigen Ausnahmen geht es am Sonntag Nachmittag eine Weile recht lebendig in unsrer Wohnung zu. Die alte ehrwürdige Hausthüre mit ihrer etwas lauten Schelle muß auf einmal doppelten, ja dreifachen Dienst thun, um alle die großen und kleinen Gestalten, die mit mehr oder weniger Eile die Steintreppe heraufkommen, einzulassen. Wenn ich dann mit meinen Schlüsseln auf den Hausgang hinaustrete, finde ich lauter bekannte Gesichter, und helle Knaben- und Mädchenstimmen rufen mir einen fröhlichen „Guten Tag“ entgegen. Es sind meine kleinen Freunde aus dem Dorf, die ich vor einem dort aufgestellten Bücherschrank versammelt finde; sie wollen geliehene Bücher gegen andre eintauschen. Der Schrank wird geöffnet, das wichtige Geschäft beginnt, und es dauert eine ganze Weile, bis alle Wünsche befriedigt sind. Seit mehreren Jahren ist diese kleine Bibliothek errichtet. — Vor kurzem ist uns nun ein ganz neuer Gedanke gekommen, der uns die ganze Sache noch einmal so lieb und wichtig macht. Wir haben, nachdem die Bücher wieder einmal mit neuen Umschlägen versehen worden sind, eine Sammelbüchse aufgestellt, einen sogenannten kleinen Missionsneger, wie er in den Missions- und Buchhandlungen der Brüdergemeine zu haben ist. Wer nun Flecke auf die neuen Umschläge macht, muß einen Pfennig zahlen und den bekommt der Neger zur einstweiligen Aufbewahrung. Merkwürdig ist, daß seit dieser Einrichtung viel weniger Flecke auf die Umschläge kommen; desto mehr Pfennige aber wandern zum Neger, sogar manches Nickelstück hat den Weg dorthin gefunden. So haben wir schon ein kleines Sümmchen beisammen, welches beim nächsten Missionsfest, noch etwas vermehrt, für die armen Heiden abgeliefert werden soll. Mit großem Interesse lesen wir auch das Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend „Aus Nord und Süd“.

Vielleicht ist an andern Orten auch eine ähnliche Einrichtung, wie bei uns, im Gange. Jedenfalls haben wir viele kleine Mitleser und -Leserinnen, deren Hände fleißig Pfennige und Groschen für die Mission sammeln. Dessen sind wir gewiß. Ihnen Allen sei auf diesem Wege von unserm kleinen Sammelverein ein recht herzliches „Grüß Gott“ zugerufen!

So weit unsere Freundin.

Und daran fügen wir auch an dieser Stelle einen herzlichen Dank an alle die 1052 Kinder, wie an ihre Eltern, Lehrer und Lehrerinnen, für die Arbeiten, mit denen sie sich in den letzten Monaten für die Mission gemüht haben und die, wie Ihr des Näheren aus dem Blatt „Herrnhut“ Nr. 11 und 15 erfahren habt, durch Verlosung etwa 3000 Mark eingebracht haben. Unsers Gottes Güte, die keinen Tropfen Wassers, der ihm und seinen ärmsten Menschenkindern gereicht wird, unbelohnt läßt, wird euch eure Liebe zu ihm so danken, wie es für euch gut ist.

Räsel.

6. I. Rat das Gegenteil von immer, — Das giebt dir den ersten Schimmer. II. Und dann suche noch das Wort, — Das ein neuer Wintersport. I. und II. Viel wichtige Schulen findest du dort, — Eine fröhliche Jugend belebet den Ort. — O möchten als Männer sie reifen und blüh'n — Daheim, und wenn zu den Heiden sie zieh'n.

Mk. 20,22 von Sonntagsschülern in Urach, durch Frl. Roser; Mk. 7.—, Erlös aus Arbeiten für die Mission von Ludwig Helbling in Reutlingen; Mk. —,60 aus dem kleinen Missionsneger von H. P. in B.

Dankend empfangen **Missionsverwaltung, Herrnhut.**

Aus „Nord und Süd“ erscheint monatlich, bringt regelmäßig Bilder und **kostet im Jahr nur 25 Pf.** (Porto für 1—5 Ex. 3 Pf., 6—11 Ex. 5 Pf.) — Von 20 Ex. an portofrei, von 50 Ex. an à 22 Pf. und portofrei; 100 und mehr Exemplare à 20 Pf. und portofrei.

Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Erscheint monatlich. Preis jährl. 25 Pfg.

№ 6. Juni 1901. 2. Jahrgang.

Bilder aus dem westindischen Missionsleben.

Nach brieflichen Mitteilungen
der Schwester F. Richard in Montgomery auf Tabago.

1. Das Leben des Alltags

beleuchten mancherlei kleine Erlebnisse, die sich da und dort in Briefen der Schw. Frieda Richard, geborene Beck finden, sehr anschaulich. — Unsere Leser wissen, daß Westindien das älteste Missionsgebiet der Brüdergemeine ist. Im Maiheft vorigen Jahres erzählten wir von den ersten Sendboten, die 1732 dorthin ausgezogen. Heut bieten die dortigen Stationen das Bild von christlichen Gemeinen. Immerhin ist noch treue Arbeit unsrer Geschwister sehr nötig.

Das Missionshaus in Montgomery auf Tabago bedurfte dringend der Reparatur. Der jetzige Missionar, Br. Samuel Richard, verschwand einmal gegen Ende vorigen Jahres ein ganzes Stück mit den Beinen im Fußboden, und seine Gattin machte ihm das Kunststück leider bald nach. Das war denn doch zuviel. Nun mußte das ganze Haus der so nötigen Ausbesserung unterzogen werden. Maurer, Tischler, Anstreicher mußten Einzug halten. — Endlich war alles fertig gestellt, und das Haus sieht jetzt wieder schmuck und würdig aus.

Es war Ende März. Da kam auch das jährliche Scheuern der Kirche an die Reihe.

Alle, die irgend ein Amt in der Gemeine versehen, wurden aufgefordert, dabei zu helfen. Diesmal erschienen nur zehn Brüder und acht Schwestern. Sie haben aber doch die Arbeit an einem Tag bewältigt. Die Männer putzten die Fenster, die Schwestern schwangen den Scheuerlappen, Br. Richard mit seiner Frau und dem Kirchendiener nahmen die Lampen vor. Schon war es ½5 Uhr, und noch war so viel zu thun, daß es fraglich wurde, ob die Frauen fertig werden würden. Da streifte sich der Missionar selbst die Ärmel in die Höhe, griff zum Lappen und nahm die erste, beste Bank vor. Nun kam Leben in die Männer. Als ihre Fenster fertig geputzt waren, hatten sie gemütlich zu plaudern angefangen, ihre Pfeifchen angesteckt und den Frauen zugesehen. Jetzt half alles, was konnte, und in Zeit von einer Stunde war die ganze Arbeit gethan.

Die Missionsfamilie muß für ihre Lebensmittel selbst sorgen. Im November z. B. wird der Kaffee reif, und da muß ein ordentlicher Vorrat eingekauft werden. So ists auch mit einem Pferdestall nicht genug, es muß auch Kühe in der Missionswirtschaft geben, damit Milch da ist und man sich wenigstens von Zeit zu Zeit den Luxusartikel „Butter“ erlauben kann. Freilich giebt die Kuh oft so wenig Milch, daß solche gekauft werden muß. Zehn Pfennig kostet das Liter. Auch Enten und vor allem einen Hühnerhof muß es geben. Und der stolze Truthahn, der so oft den Hahn ärgert, muß dann bei festlicher Gelegenheit, — an einem Konferenztag geschah es, als Geschwister Clemens zum Besuch gekommen waren — sein Leben lassen und einen leckeren Braten abgeben. Auch ein Schaf fand sich auf Montgomery. Blanka war sein Name. Da, eines Morgens — noch am

Vorabend hatte es Schw. Richard gefüttert — war es verschwunden. Am Stall war es angebunden worden. Man suchte hin und her. Da — lagen im Grase nur noch einige Überreste! Was war geschehen? Hunde hatten das arme Tier getötet und gefressen!

Im April ist die Zeit der Cashews (sprich Kaschus), einer wohlschmeckenden Frucht mit Kernen. Gedämpft schmeckt sie ausgezeichnet. Auf dem Missionsgrundstück stehen zehn solcher Obstbäume. Trotzdem es aber leicht ist, die Frucht zu pflücken, sind die Leute zu träge dazu. Neulich ging Br. Richard mit James, seinem Gehilfen, durch den Garten und sah eine Menge reifer Früchte hängen. Der träge Schwarze hatte aber keine Lust, sich zu recken und zu pflücken. Daher ermahnte er Bruder Richard, doch noch etwas übrig zu lassen „für die Vögel, die Gott doch auch geschaffen habe!“

Einmal wird ein neues Pferd gekauft — Charley wird es gerufen — ein treffliches Tier. Wenn man nur mit der Zunge schnalzt, galoppiert es, berührt man es mit der Peitsche, dann greift es im Karriere aus und fliegt nur so dahin. Zum Besuch der Außenstationen muß der Missionar, wie im Kafferland, so auch in Westindien ein solches Reittier haben. Auch seine Frau sitzt fest im Sattel. Auf einer Konferenz in Moriah begleitet sie ihren Mann. Gönnen wirs ihr, einmal eine ihrer Kolleginnen, Schwester Clemens, zu sehen! Denn lange, lange Zeit hindurch bekommt sie keinen weißen Menschen zu Gesicht außer ihrem Mann!

„Am Sonntag“, heißt es in einem Brief, „als wir beim Essen saßen, rief unsere Dienerin plötzlich: „Eine Schlange!“ „eine Schlange!“ Sie war schon dicht am Haus. Zum Glück war James in der Nähe und konnte sie mit einem Stock erschlagen. Erstaunlich aber war es, wie schnell das Tier kroch.“ — Ein andermal wird eine Begegnung mit einem Skorpion erwähnt. Gott der Herr aber behütete wieder die Seinen.

Mitten in der gehäuften Arbeit thut einmal eine Erholung sehr not.

2. Am Strand.

Einen zweiten Feiertag kennt man bei den großen Kirchenfesten in englischen Landen nicht. So konnte sich die Missionsfamilie am Montag nach dem Ostertag einen Ausflug gönnen. Bucco Point, ein Fischerdorf am westlichen Meeresstrand, war das Ziel. In einer halben Stunde war es erreicht. Dort bestieg man ein Boot, und nun ruderten drei Männer dreiviertel Stunden ins Meer hinaus bis zu einem Korallenriff. Eine herrliche Fahrt. Von Unbehagen war nichts zu spüren. Dagegen gab es bald hier bald dort eine Abwechselung. Wie drollig die Pelikane dort, wenn sie Fische fangen! Am Riff angekommen, wurden die Fahrgäste aus dem Schiff gehoben und mußten noch etwas durchs Wasser waten. Trotz der spitzen Steinchen

Negerhütte in Westindien.

auf dem Grund genoß man die Kühle des nassen Elements und wanderte dann ein wenig auf dem Riff auf und ab. Doch die Flut war im Anzug; schon wuchs die Wassermenge zwischen Riff und Boot. Es galt zurückzueilen. Ein Mann nahm die Schwester, ein anderer den Pastor auf den Rücken; fast wäre der letztere mit seiner würdigen Last noch am Schluß verunglückt, und beide Männer hätten sich zum Ergötzen der Begleiter ins Wasser gelegt! Bald darauf führte der regelmäßige Ruderschlag das Schifflein wieder dem festen Lande zu.

3. Die Schiffstaufe.

Von einem eigenartigen Fest erzählt Schwester Richard in ihrem Brief vom 24. Februar 1901,

nämlich von einer Schiffstaufe. Daß man bei einem Schiffe eigentlich nur von einer Namengebung und nicht von einer Taufe reden sollte, werdet ihr selbst fühlen. Leider aber hat sich dieser Ausdruck eingebürgert.

In dem Briefe heißt es: „Gestern hatten wir hier ein großes Fest. Ein Mitglied unsrer Kirche hatte ein Segelschiff gebaut und das sollte eingeweiht werden. Die Bucht, wo dies statt fand, ist etwa eine Viertel-Stunde entfernt. Mein Mann sollte eine Ansprache halten. So machten wir uns denn beide auf den Weg. Die Schulen waren geschlossen, und auch die Hausarbeiter und Dienstboten hatten einen freien Tag. Was für ein Fest das für Montgomery war, könnt ihr euch denken! Als wir kamen, war schon eine große Menschenmenge versammelt, auch Br. Clemens und Martin und der Pastor der englischen Kirche. Mein Mann bestieg das Schiff, das noch am Ufer lag, Br. Martin und der Pastor als Paten und eine Anzahl Männer und Frauen folgten ihm. Br. Clemens leistete mir unten Gesellschaft. Es folgte nun eine kurze Feierlichkeit, und dann wurde die Taufe vollzogen. Ich hatte eine Flasche Champagner am Schiff zu zerbrechen. In dem Augenblick, wenn das Glas zerschellte, sollte der Name genannt werden. Die Flasche war aber dicker, als ich gedacht. Erst beim dritten Wurf zerbrach sie, und nun rief mein Mann „Leader", d. h. „Führer", als Namen des Seglers aus. Da erhob sich ein gewaltiger Lärm, es wurde geschossen und Hochrufe ausgebracht, auf das Schiff, seinen Erbauer und auch zu Ehren der Schreiberin. Wir warteten noch, bis das Fahrzeug im Wasser war, was glücklicherweise ohne Unfall geschah, und traten den Heimweg an."

4. Weihnachten.

Wie feiert man Weihnachten in Westindien? Ein klein wenig äußerer Schmuck und Festfreude gehört wie überall auch dort dazu. Schwester Richard wollte etwas backen. Sie hatte sich Butter von Port of Spain, der Hauptstadt Trinidads, bestellt. Ein Schiff sollte sie herüber bringen. Montag war Weihnachtsabend. Aber es wurde Donnerstag, Freitag, und noch keine Butter war zur Stelle. Wie oft schaute sie vergebens nach einem Segel aus! Endlich am Sonnabend Mittag hieß es, das Schiff sei in der Stadt. Sofort wurde ein Bote abgeordnet, und am Samstag Abend war glücklich die Butter in der Küche. Sofort wurde noch angefangen zu backen, und Montag dann mit den Hühnern aufgestanden und der Rest fertiggestellt, ja auch gleich einige Paketchen gemacht, um in Moriah, der Nachbarstation, Freude zu bereiten. Dann gings ans Schmücken des Gotteshauses. Mit geschickter Hand hatte Schw. Richard künstliche weiße Lilien gemacht, die sich in einer Guirlande von grünen Zweigen allerliebst ausnahmen. Zu beiden Seiten des Predigttisches standen zwei Christbäume aufgestellt, während man im Jahr zuvor nur im eigenen Heim ein wildes Kaffeebäumchen festlich geschmückt, den Kirchenraum dagegen nur mit Palmblättern geputzt hatte. Das Befestigen der Lichter war recht mühsam. Nägel mußten von unten durch die Zweige gesteckt und dann die Lichter aufgespießt werden. Wie wunderten sich die Leute, daß die roten und grünen Lichter alle dieselbe gelbliche Flamme erzeugten und nicht auch etwa ein rotes und grünes Licht! Hoch oben prangte über allem Putz der große Weihnachtsstern, der dann allgemeine Bewunderung erregte. Endlich war über der Kanzel eine von Schw. Richard gefertigte Schrift: Glory to God in the Highest u. s. w. = Ehre sei Gott u. s. w. angebracht worden, und so war man fertig. Nun konnte um ½6 Uhr die Christnachtsfeier beginnen. Die Kirche sah wundervoll aus. Leider aber war der Besuch nicht so zahlreich, wie man gewünscht hatte. Der Chor sang „Stille Nacht" und „Morgenstern" ausgezeichnet, auch die Männer trugen ein Stück gut vor, ja die ganze Gemeine setzte so voll ein, daß die Orgelspielerin (niemand anders als wieder die Missionarsfrau) mit vollem Werk begleiten mußte. Es war eine eindrucksvolle Versammlung, die Leute sprachen ihre große Freude aus. Die meisten hatten zum erstenmal einen Christbaum gesehen!

Nach der kirchlichen Feier bescherten Geschwister Richard ihren Dienstleuten — James, Margaret und Chrissie erhielten Hemden, einen Kalender, Schürzen und Backwerk, — und fanden dann erst nach dem voll besetzten Tag eine ruhige Stunde. Br. Richard freilich mußte bald noch für die Christfestpredigt rüsten.

Diese fand schon früh 7 Uhr statt. Nach derselben kamen die Armen des Orts, um sich ihr „Christmas", ihr „Weihnachten" zu holen, das aus etwas Reis, Schweinefleisch und einem Stück Brot zu bestehen pflegt. Manche Leute sind wirklich sehr arm und haben kaum das Nötigste. Bei Besuchen trifft man oft Schulkinder. die recht wenig am Leibe tragen, und fragt man, warum sie nicht die Schule besuchen, so heißt es, ja das Kleid wird grade heute gewaschen. — „Wir hatten," schreibt Schw. Richard, „etwa 75 Namen auf unsrer Liste, aber da schickte auch eine ganze Anzahl, die garnicht zu unsrer Gemeine gehört, und wir konnten sie kaum abweisen. So kam es, daß das Schwein bald zu Ende war, und die letzten Bittenden kein Fleisch mehr bekommen konnten." James schnitt das Fleisch in Stücke, Margaret packte diese, Chrissie den Reis ein, Schw. Richard band das ganze Paket zusammen, und ihr Mann gab es aus. Die Freude und Dankbarkeit war rührend. Nur eine alte Frau schickte, als sie in ihrem Päckchen nur Reis und Brot fand, ins Missionshaus und ließ sagen, daß sie sehr gern auch etwas Fleisch gehabt hätte. — Am Nachmittag machten Geschw. Richard Preise für die Schulkinder zurecht, und den Abend genossen sie dann unter dem eigenen Bäumchen. Als Christbaum hatten sie diesmal einen Lorbeerbaum

geputzt, dessen Blätter einen sehr gewürzigen Geruch und Geschmack besitzen.

Zwei Tage später hielt man ein Liebesmahl mit den Schulkindern ab. Um 10 Uhr sollte es beginnen. Da aber von den bestellten 180 Brötchen um ½10 Uhr erst 100 fertig gebacken waren, mußte der Anfang der Feier verschoben werden. Wir sind eben in Tabago, wo man an dergleichen Unpünktlichkeiten gewohnt ist. Dann fand die Preisverteilung statt. Leider heißt es davon: „Auf viel Dank darf man dabei freilich nicht rechnen." Von den Erwachsenen aber erfuhren unsre Geschwister viel Liebe. Sie brachten Apfelsinen, Erbsen, Bohnen zum Geschenk. Zwei Knaben, die täglich ihr Essen im Missionshaus erhalten und zu Weihnachten von Schw. Richard neu gekleidet waren, thaten es den Großen gleich. Frederik und Josia William sind ihre Namen. Der ältere kam und wünschte ein fröhliches Weihnachten, brachte ein Hühnchen und sagte: „Wenn ich groß und ein guter Junge geworden bin, will ich Dein Diener sein." Es steht zu hoffen, daß aus beiden Burschen einmal etwas Tüchtiges werden wird. — Auch die Kinder im Nachbardorf hatten ihr Fest und trugen Preise davon.

5. Osterfeier.

Am Karfreitag Morgen mußte Br. Richard erst nach dem eine halbe Stunde entfernt am Meer gelegenen Predigtplatz Springgardens eilen, um dort das Abendmahl auszuteilen. Um 11 Uhr fand dann Predigt und Abendmahl in Montgomery statt, und am Abend wurde die Geschichte des Karfreitags in der Kirche gelesen. Am großen Sabbat galt es die Kirche fürs Osterfest zu schmücken, die Hausreinigung zu beendigen, zu backen u. a. m. Spät erst kam man zur Ruhe, und schon um 3 Uhr galt es sich wieder zu erheben, da der Frühgottesdienst auf 4 Uhr morgens angesetzt war. Br. Richard hatte zum Osterfest die Grabsteine der dort gestorbenen Missionare und Missionskinder ausbessern, reinigen und den Rand weißen lassen. Es liegen dort drei Missionare, eine Schwester und neun Kinder begraben. So sah der Gottesacker wieder sehr nett aus. Am Ostermorgen war der Kirchraum gedrängt voll. Die Predigt hielt Br. Clemens vom benachbarten, etwa zwei Stunden entfernten Moriah. Es wurde zugleich Missionsfest gefeiert, und nachmittags fand das übliche Liebesmahl statt. Die Eintrittskarten dazu kosteten für Erwachsene 1 Mark, für Kinder 50 Pfennig. Die 900 Brötchen, die bestellt waren, reichten nicht hin. Der Chor sang wieder einmal sehr gut.

6. Ertrag der Arbeit.

Nur schwach umrissene, kleine Bilder waren es, die wir euch vom Missionsleben in Westindien vorführten. Sie sollen in ihrer Gesamtheit den Eindruck geben, daß viel und mancherlei gearbeitet wird, im äußeren Leben wie in Predigt und Unterricht. Und am Schluß können wirs euch versichern, daß die Arbeit auch in Tabago nicht vergeblich ist. Grade auch in Montgomery hebt sich das Gemeinleben. Eine Zeit lang verwaltete ein eingeborener, also schwarzer Prediger die Gemeine. Jetzt ist die Kirche wieder so gefüllt, wie seit Jahren nicht. Gab es früher junge Leute, die, trotzdem sie den Christennamen trugen, nicht wußten, daß man zu Weihnachten des Heilands Geburt feiert, sondern das Weihnachtsfest nur für einen schönen Tag hielten, an dem man Schweine schlachtet und Vergnügungen veranstaltet, so ist das jetzt anders geworden. Man freut sich z. B. in der Gebetswoche und bei Konfirmationsfeiern der regen Aufmerksamkeit und stillen Andacht. Da saß im letzten Jahr einmal ein Kreis von 41 Konfirmanden, ältere Leute, weiß gekleidet, sehr andächtig zusammen. Zum erstenmal sang ein Männerchor, wie in deutschen Gemeinen, nach der Einsegnung der einzelnen Gruppen Verse, und dies wie das gepredigte Wort Gottes machte einen tiefen Eindruck. Bald darauf begann der Unterricht für die, welche sich zur Aufnahme in die Brüderkirche gemeldet hatten. Es waren 71 Personen. Wieder eine schöne Zahl. — So geht das Missionswerk auch auf dieser kleinen Insel mitten im großen Meere erfreulich vorwärts; und wenn wir recht eifrig für den Missionar, seine Gattin und seine Negerchristen beten, werden sie an ihnen noch viel mehr Freude erleben, als dies schon der Fall ist. Vielleicht erzählt uns dann auch Schwester Richard ein andermal mehr vom Leben in Westindien.

Rätsel.

1. Als Gottes Sohn in Niedrigkeit — Auf dieser armen Erde war, — Da wurde seine Herrlichkeit — Gar oft durch Wunder offenbar. — Wißt ihr das erste Wunder? — Ja! — Das letzte auch? So gebet an — Die Orte und auch, was allda — Der Heiland liebevoll gethan!

2. Die zehn Gebote könnt ihr sehn — In eurer Bibel zweimal stehn. — Das Vaterunser ebenso. — Doch könnt ihr nun auch sagen: Wo? x.

Mk. 6,— aus der Sonntagsschule in Forst durch Br. A. G. Hettasch zur Tilgung der Missionsschuld, und Mk. 5.— von den Schulkindern in Dettingen u./Teck durch Br. A. Wirth.

Dankend empfangen **Missionsverwaltung, Herrnhut.**

Aus „Nord und Süd" erscheint monatlich, bringt regelmäßig Bilder und **kostet im Jahr nur 25 Pf.** (Porto für 1—5 Ex. 3 Pf., 6—11 Ex. 5 Pf.) — Von 20 Ex. an portofrei, von 50 Ex. an à 22 Pf. und portofrei; 100 und mehr Exemplare à 20 Pf. und portofrei.

Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Erscheint monatlich.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Preis jährl. 25 Pfg.

№ 7. Juli 1901. 2. Jahrgang.

Heidnischer Kafferknaben Jugendparadies.

1. Die goldene Freiheit.

Missionar E. van Calker hat uns auf unsere Bitte folgende reizende Bilder aus dem Leben der heidnischen Kafferknaben gezeichnet. Er schreibt:

„Wie herrlich müßte das sein, wenn man so tagaus tagein draußen in Wald und Feld sich herumtummeln könnte, statt so viele Stunden des Tages auf der harten Schulbank sitzen zu müssen! Und ist die Schule aus, dann heißts zu Hause wieder lernen und rechnen und schreiben für den nächsten Schultag. Oder wenn man auch gerade keine Schularbeit mehr zu machen hat, wo giebt es in der belebten Straße einer Stadt, in dem engen Hof zwischen den Häuserwänden einen Tummelplatz für uns Kinder? Die Ferien mit ihren Ausflügen in die freie Natur, das Klettern auf die Berge, das Spielen am muntern Bach, Käfer und Schmetterlinge fangen und das Baden im Teich, ja das ists, was uns gefällt! Wer das immer haben könnte!“

Ob nicht mancher von euch Knaben sich das in der Stille schon oft gewünscht hat? Da hört einmal zu, wie sich das Jugendleben eines heidnischen Kaffern gestaltet.

Von Schule weiß der heidnische Kafferjunge nichts. Von Klein auf genießt er eine goldene Freiheit, Tag für Tag treibt er sich im Freien herum und thut, was er will. Spielen ist sein Hauptvergnügen, und damit beginnt er, sobald er nur gelernt hat, auf eigenen Füßen zu stehen. Aber womit soll er spielen?

2. Das Spielzeug.

Hier giebt es keine Spielläden; und gäbe es auch solche, der liebe Vater würde niemals einen Pfennig ausgeben, um seinem Jungen Spielsachen zu kaufen. Doch der kleine Mann weiß sich selbst zu helfen. Da giebt es ja rings um die runde heimatliche Hütte herum so schönen schwarzen fettigen Lehmboden. Mit Wasser wird der Lehm angefeuchtet, und eifrig kneten die kleinen Finger den weichen Teig. Ein Klumpen wird zwischen den Handtellern breitgedrückt, das an den Rändern ein wenig abgerundet, durch den Mittelpunkt ein Grashalm hindurch gesteckt und Rad und Achse sind fertig. Dann wird ein zweites Rad gemacht und von der andern Seite in denselben Grashalm hineingestoßen; und es geht an das zweite Paar Räder. Die warme Sonne trocknet die feuchten weichen Räder schnell, so daß der kleine Künstler sogleich an die Konstruktion eines Wagens gehen kann. Was gerade da ist, Schilfstengel oder kleine Holzstäbchen, aus des Vaters Kraalhecke ausgebrochen, oder steife trockene Grasstengel, alles kann benutzt werden. In kürzester Zeit ist ein flacher länglicher Kasten hergestellt, der wird mit dünnen Grashälmchen auf die zwei Achsen gebunden, und der Ochsenwagen ist fertig. — Aber es fehlen ja noch die Ochsen, woher diese nehmen? Da muß wieder der schwarze Thon herhalten. Und wirklich, nach einigen verunglückten Versuchen gelingt es dem kleinen Jungen, etwas zustande zu bringen, das mit Zuhilfenahme von einem guten Teil Einbildungskraft an

einen Ochsen erinnern kann. Ein Ochse reiht sich an den andern, bis der ganze Spann, 4 oder 8 oder 12 Stück, fertig gestellt ist. Mit Grashalmen werden sie nun paarweise vor den kleinen Wagen gespannt, und das ganze Spielzeug steht da. — Freilich sehr standhaft ist das Gefährt nicht, setzt man es in Bewegung, da geht bald ein Rad entzwei, oder ein Ochse fällt und bricht den Hals, doch was schadet das? Frischer Thon wird wieder eingerührt und der Schaden ausgebessert. Aber was wird die Mutter sagen, wenn sie vom Felde zurückkommt? diese besudelten Hosen und beschmutzten Ärmel! Nun, solche Sorgen kennt der kleine Mann hier nicht, denn Hosen und Jacken besitzt er nicht, nicht einmal einen Hut hat er auf dem Kopf, um diesen gegen die Sonnenstrahlen zu schützen.

Kampfspiel der Kaffern.

3. Wie der Knabe reiten lernt.

Auch der Kafferknabe hat seinen Nachahmungstrieb. Alles den großen Leuten nachzumachen, das ist schon des kleinsten Burschen Bestreben. Wenn er denn den Vater oder erwachsenen Bruder auf flinken Pferd davonjagen sieht, da erwacht in ihm der Wunsch: „Wenn ich doch auch reiten könnte!“ Freilich das Pferd ist viel zu hoch für den kleinen Kerl und viel zu wild, auch sein Rücken zu hart, — aber sieh, da kommt eben das fette rundliche Schwein mit gemessenem Schritt einhergegangen. Auf dessen Rücken sitzt sichs weicher, und ohne Bedenken nimmt der kleine Ritter Platz auf dem grunzenden Borstentier. Wohl macht das Schwein allerhand Versuche, die Last los zu werden, und der Reiter rollt bald auf der einen, bald auf der andern Seite ins Gras, aber der Fall war nicht tief und hat nicht sehr geschmerzt, also flugs wieder aufgesessen! Bald lernen die Beinchen, sich fest an die Speckseiten anzustemmen, und das Schwein gewöhnt sich an die neue Pflicht und läßt den kleinen Mann ruhig gewähren. Mit den längeren Beinen wächst der Mut, vom Schwein geht es auf den Ziegenbock, dann auf das Kalb. Hei, wie das bockt und dann wieder mit hochgehobenem Schwanze davonjagt! Aber der kleine Reiter sitzt fest, und ich wette, die beiden werden noch gut Freund mit einander werden, und willig wird das Kalb sich von seinem jungen Herrn mit dem Grasseil zügeln lassen. Ist der Reiter auf dem Kalb ganz sicher geworden, dann endlich darf er aufs Pferd; und es wird nicht lange dauern, dann ist er ein firmer Reiter geworden, dem es ganz gleichgiltig ist, ob er mit oder ohne Sattel reitet.

4. Die erste Arbeit.

Doch auch für den freien Kafferjungen kommt die Zeit, da er etwas thun und auf des Vaters Befehle gehorchen lernen muß. War er früher nur zum Vergnügen mit dem Hirtenjungen den Schafen auf die Weide nachgelaufen, so wird er jetzt selbst zum Hirtenbub. Jeden Morgen geht er nun mit den Schafen oder auch mit dem Großvieh hinaus auf die grasbewachsenen Hügel. Ein notdürftig gegerbtes

Schaffell, das seine Kleidung und sein Schutz gegen Regen und Kälte ist, und ein oder mehrere Stöcke sind seine ganze Ausrüstung. Gar bald lernt er äußerst geschickt mit seinen Stöcken zu werfen, und wenn ein Stück seiner Herde sich vom übrigen Haufen entfernen und eigene Wege gehen wollte, so wird im nächsten Augenblick der Stock seines Treibers sausend auf ihn niederfallen und ihn wieder auf den rechten Weg bringen. Zur Kurzweil wird aber auch nach andern Dingen geworfen, sei es mit den Stecken oder mit Steinen; und mancher von den Hirtenjungen erwirbt sich eine solche Geschicklichkeit, daß er mit dem Stock einen fliegenden Vogel zu treffen vermag.

5. Das Kaffer-Turnier.

Kommen mehrere Jungen zusammen, dann werden in harmlosem Kampfe die Kräfte und die Geschicklichkeit gegen einander gemessen. Unser Bild veranschaulicht diese afrikanischen Turnierspiele. In jeder Hand einen Stock, mit dem einen den feindlichen Schlag auffangend, mit dem andern selbst den Gegner angreifend, kämpfen die Burschen paarweis oder in Gruppen gegen einander. Zu ernstlichem Streit kommt es selten; um was sollten sie sich auch streiten? Trotz dessen kommt doch auch hin und wieder Unglück vor. Zum Glück aber läuft es nicht oft so schlimm ab wie neulich, als des verstorbenen Häuptlings Gobinamba Sohn mit einem andern Knaben ausging, um Vögel zu jagen. Sie warfen mit ihren Stöcken nach den vorüberfliegenden Vögeln, dabei hatte Gobinambas Sohn nicht Acht auf den Stock seines Freundes. Plötzlich sauft der Stock aus der Luft herab und trifft den jungen Prinzen mit solcher Wucht an den Kopf, daß der Junge tot niederfällt. Der Stock hatte ihm den Schädel zerschlagen. —

6. Was der Hirtenbub auf der Weidetrift lernt.

Stundenlang schon hat sich der Junge bei seiner Herde herumgetummelt, der Hunger fängt an, ihn zu plagen. Es wird aber noch lange dauern, bis der Knabe seine saure Milch oder Maisbrei bekommt, denn erst am Abend, wenn er heimkehrt, findet die Mahlzeit statt. Doch was thuts, im Boden ist manche süße Wurzel versteckt. Bald sind zwischen dem Gras hie und da die zarten, länglichen Blätter des igontsi entdeckt und die lange rübenähnliche Wurzel ausgegraben, die nun mit Vergnügen gegessen wird. O es giebt viel zu lernen draußen auf der Wiese, da wachsen giftige und heilkräftige Kräuter, der Hirtenbube lernt sie bald von einander unterscheiden; da heißt es sich hüten, daß man mit dem nackten Fuß nicht einer giftigen Schlange zu nahe kommt, oder sich von einem Skorpion stechen läßt. Wie oft geschieht es auch, daß ein Schaf sich verirrt, oder ein Stück Vieh sich verläuft. Da wird denn die Spur des Tieres im weichen Boden gesucht und verfolgt. Wo wir Europäer oft eine Spur überhaupt nicht wahrnehmen können, da sieht sie der Kaffer ganz genau und erkennt daran, welches Stück seiner Herde da gelaufen ist. Die Spur eines jeden seiner Ochsen oder Kühe und Pferde kennt er und kann sie auf weite Entfernungen verfolgen. Geübt wird auch das Auge im Erkennen ferner Gegenstände. Wo wir gerade nur noch unterscheiden können, daß das braune Ding da am Bergabhang kein Pferd, sondern ein Ochse ist, da kann dir der Kaffer ganz genau sagen, welches Stück Vieh das ist, wem es gehört und wie es heißt. Das sind alles Sachen, die sehr wichtig für den Kaffern sind, Kenntnisse, die er in seinem Leben tagtäglich braucht, und fast spielend lernt der junge Knabe das Alles.

7. Die Hirtenmusik.

Von gefühlvollem Flötenblasen weiß der kaffrische Hirtenjunge nichts, wohl hat er zur Kurzweil gelegentlich eine Mundharmonika bei sich, manche machen sich auch aus einem Stück Schilf oder Bambusrohr und einer aus Pferdehaaren geflochtenen Schnur ein eigentümliches musikalisches Instrument zurecht, halb Flöte, halb Geige, aber ihre Musik ist sehr einförmig, und lieber beschäftigen sie sich mit andern Dingen. — Ist ein Fluß in der Nähe, da gehen die Jungens auch gern ins Wasser, nehmen gegen die Hitze ein erfrischendes Bad und lernen schwimmen.

8. Der Knabe wird selbständiger.

Sehr verständlich ist es, daß solche Jungen, die den ganzen Tag sich selbst überlassen sind, frühzeitig selbständig werden, zumal ihrem Eigenwillen zu Hause nur ein sehr gelinder Zügel angelegt wird. Das Schlimmste, was ihm passieren kann, ist, daß er des Abends etwa nicht alles Vieh pünktlich nach Hause bringt, sondern ein Schaf oder ein Rind sich verirrt hat, oder daß sein Vieh im Lauf des Tages in die frei und uneingezäunt neben einander liegenden Felder gelaufen ist und sich da am Mais statt am Gras nährt. Da giebt es allerdings dann strumme Hiebe von der Hand des schier unbarmherzig strengen Vaters. Was Wunder, daß der Bursche, um solchen Strafen zu entgehen, frühzeitig das Lügen sich angewöhnt, und er bringt es darin schließlich leider zu einer erstaunlichen Fertigkeit.

9. Auf dem Felde und auf Reisen.

Kommt die Zeit des Pflügens und der Feldbestellung, da muß der Knabe dem Vater bei der Arbeit auf dem Felde helfen. Er muß an einem Riemen das vordere Ochsenpaar leiten, während der Vater den Pflug führt. Diese Arbeit thun die Jungen gern, — wenngleich sie bei Unachtsamkeit auch einmal die Schmitze der langen Ochsenpeitsche auf dem nackten Rücken zu fühlen bekommen, — denn mit nichts hat der Kaffer von Klein auf so gern zu thun als mit seinen Ochsen. Darf der Knabe gar einmal als Leiter mit seinem Vater eine Ochsenwagen-

reise nach einem entfernten Ort machen, dann ist das Maß seines Glückes voll. Der Kaffer liebt seinen Heimatsplatz über alles; aber er geht auch gern auf Reisen, um andere Gegenden zu sehen und dann, nach Hause zurückgekehrt, viel Neuigkeiten berichten zu können.

10. Der Jüngling wird Mann.

So wächst der Knabe heran. Er ist 16 oder 18 Jahr alt geworden; und es ist Zeit, daß er zum Manne erklärt wird. Da hat er erst allerhand heidnische Gebräuche und Zeremonieen durchzumachen, wobei er beweisen muß, daß er standhaft Schmerz ertragen kann und auch sonst als Mann sich zu benehmen weiß. Nach Monaten ist endlich die Prüfungszeit überstanden; und nun wird er mit seinen Altersgenossen in einer großen Männerversammlung zum Manne erklärt; und Vater und Onkel überreichen ihm die Abzeichen des Mannes, den Assagai d. h. einen Speer, ferner die mit roter Ockerfarbe gefärbte, große wollene Decke, die von nun an statt des Schaffelles seine Bekleidung bildet, weiter ein Messer, eine Pfeife und dergleichen schätzenswerte Dinge.

11. Und was ist erreicht?

Die Kinderzeit ist vorüber. Der Knabe ist ein Mann geworden. Was wird er im Leben vor sich bringen? Gelernt hat er nichts, jedenfalls nicht lesen, nicht schreiben, nicht rechnen, kein Handwerk. Es ist 10 gegen 1 zu wetten, daß er ein Tagedieb wird, der wohl einmal zum Pflug greift und seine Ländereien im Frühjahr bestellt, im übrigen aber seine Zeit verbringt mit Rauchen, Kafferbiertrinken und endlosem Geschwätz im Kreise seiner Freunde und Bekannten.

Das ist die traurige Kehrseite der im Nichtsthun vergeudeten Jugend. Die im Knaben schlummernden Fähigkeiten sind gar nicht geweckt worden. Wie der Vater und Großvater, so bleibt auch der Sohn ein unwissender Heide, der nichts Höheres kennt als Essen und Trinken und immer mehr Ochsen erwerben, sei es auf rechtmäßige oder unrechtmäßige Weise. Auf solchem Boden wuchert dann der Aberglaube und die Zauberei üppig empor wie die Pilze im feuchten Wald. Darum haben es sich die Missionare von Anfang an zur Aufgabe gemacht, wie überall unter den Heidenvölkern, so auch im Kafferland Schulen für die Kinder zu gründen, wo die jungen Knaben und Mädchen wenigstens in den einfachsten Gegenständen des Wissens unterrichtet werden, und wo ihnen von ihrer Jugend an Gottes Wort gelehrt und das Bild des Heilands vor Augen gestellt wird. So allein können sie brauchbare Menschen und mehr als das, nämlich Christen und Gottes Kinder und damit frei von allen heidnischen Dingen werden. Das ist aber keine leichte Aufgabe. Ja, schon der Anfang der Arbeit ist schwer; und es will viel heißen, wenn man wieder einmal eine Anzahl heidnischer Kafferburschen auf die Schulbank gebannt und ihnen Liebe zu Gottes Wort und Gottes Haus ins Herz gepflanzt hat.

Lustige Rentierjagd. (Labrador.)

Kurz nach Ostern 1896 liefen Renntiere, denen es in Nain besonders gut gefallen haben muß, den dortigen Schützen geradezu in die Arme. Das war ein lustiger Anblick, der sich vom Missionshaus aus den Zuschauern bot! Auf der Bucht vor ihren Fenstern spielte sich die Jagd ab. Es war nämlich ein Rudel von etwa 20 Stück dieser stattlichen Vierbeine auf dem Eise gesehen worden. Schnell hatte alles nach den Flinten gegriffen, und ohne lange Verabredung schlossen die Jäger die Tiere durch Umzingelung ein und suchten sie zu stellen. Sieben von ihnen kamen auf Schußweite nahe und wurden, wie immer, sicher getroffen. Die übrigen aber benutzten diesen Augenblick, durchbrachen die Reihen der in weitem Abstand von einander postierten Schützen und flohen nun immer tiefer landeinwärts in die Bucht, um sich in die Berge zu retten. Als sie in der Nähe der Dorfhütten vorbeikeuchten, wurden sie von den Schlittenhunden gesehen. Nun kam sofort die ganze Schar der etwa 100 Hunde in Aufregung und setzte unaufhaltsam den Flüchtigen nach. Den Blicken der Schaulustigen aber waren Verfolger und Verfolgte nur zu früh entrückt und bald hinter den nahen Anhöhen verschwunden. Erschöpft kehrten die meisten dieser flinken, vierfüßigen Jäger erst am späten Abend, ja die ausdauerndsten Glieder der wütenden Meute erst in den darauf folgenden Tagen von ihrem erfolglosen Jagdausflug zurück.

Rätsel.

7. Was jedes Schiff und jede Feder hat, — Ist auch der Name einer deutschen Stadt.

8. Leicht ratet ihr wohl einen Fluß, — Den jeder Deutsche kennen muß. — Zwei Silben aber muß er haben, — Die klingen wie nur zwei Buchstaben.

9. Mit H ists ein beliebtes Tier — Und hat das Wort mit N wie wir. — Mit B gehörts zu den Verwandten. — Fürs Wort mit B wir heute fanden — Den allerschönsten Blumenstrauß, — Und brachten froh ihn mit nach Haus.

Für Deutsch-Ostafrika Mk. 3.75 aus der Sonntagsschule in Potsdam, durch Pastor Dähne daselbst.

Herrnhut, 24. Juni 1901.

Expedition der Missionsverwaltung.

Im Verlag der Missionsbuchhandlung, Herrnhut soeben erschienen von Prediger Th. Bechler:

Im Kampf mit der Tierwelt . . . . . 10 Pf.

Gefahrvolle Begegnungen zwischen Mensch und Tier 10 „

Für die Jugend, mit Bildern.

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Erscheint monatlich.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Preis jährl. 25 Pfg.

№ 8. August 1901. 2. Jahrgang.

Wie im Himalaya eine neue Station angelegt wurde.

Missionar Ribbach in Leh erfreut die Leser durch folgende anschauliche und höchst interessante Schilderung vom Leben und Arbeiten in den Thälern des höchsten Gebirges der Welt:

Die meisten von euch, liebe junge Freunde, wissen, daß der Himalaya das höchste Gebirge der Erde ist, und vielen wird auch bekannt sein, daß in jenen gewaltigen Bergen unsere Brüdergemeine ein Missionswerk treibt. Seit 48 Jahren arbeiten dort unsere Brüder an dem Volke der Tibeter, welches wie die Chinesen, denen sie auch in vielen Stücken gleichen, der großen mongolischen Rasse angehört. Wir werden hernach Gelegenheit haben, uns diese Leute etwas näher zu betrachten.

1. Wozu eine neue Station?

Verfolgt ihr auf euren Karten den Lauf des gewaltigen Indus-Stromes aufwärts bis hoch in die Berge hinein, so findet ihr die Stadt Leh angegeben. Dort haben unsere Brüder seit fünfzehn Jahren gearbeitet und eine kleine Schar von etwa 25 Christen gesammelt. Leh ist die Hauptstadt von Ladak, welches jetzt nebst anderen tibetischen Provinzen zum Kaschmir-Staate gehört, dem Lande, wo die berühmten Kaschmir-Shawls und viele andere schöne Dinge gemacht werden, und wo auch die seltenen Briefmarken herkommen.

Da nun in und um Leh herum schon viele Tausend Heiden wohnen, an denen die Brüder arbeiten müssen und weiter den Indus herab noch viele andere leben, die nur selten vom Heiland etwas hören können, so beschlossen unsere Brüder, dort noch eine Station anzulegen, von der aus den Ladakern im unteren Teil des Industhales und den Seitenthälern besser und öfter das Wort Gottes verkündigt werden könnte. Nach vielem Suchen, Beraten und Ueberlegen, wobei sie im Gebet den Herrn fragten, was sein Wille sei, entschlossen sie sich endlich, in dem Dorfe **Kalatse** sich anzubauen. Dieser Ort liegt drei bis vier Tagereisen indusabwärts, also auch niedriger als Leh, etwa 3000 Meter hoch. Deshalb ist es dort milder und gesünder als in dem fast 4000 Meter hoch gelegenen, rauhen und kalten Leh, wo die Luft so dünn ist, daß Lunge und Herz viel angestrengter arbeiten müssen, um den Körper mit der nötigen Atemluft zu versorgen und das Blut im Umlauf zu erhalten, weshalb die Europäer dort leicht an Körper und Geist ermatten. Dieser Plan wurde im Jahre 1896 gefaßt; aber erst zwei Jahre später konnte mit dem Bau eines Hauses begonnen werden.

Wie kam das? Nun, das kam daher, daß der Maharadschah (der König) des Landes seine Erlaubnis zum Anbau nicht geben wollte. Dieser Herrscher ist nämlich ein Hindu, also ein Heide, und deshalb haßt und fürchtet er alle Christen. Darum hat er auch ein Gesetz erlassen, daß kein Christ, vor allem kein Europäer, in seinem Lande ein Haus oder Feld besitzen darf. Da gab es nun lange Verhandlungen mit der Regierung. Br. Ribbach, dem die Anlage der Station aufgetragen war, mußte viele Briefe

schreiben und mit den Beamten in Ladak und auch in Kaschmir verhandeln. Diese Männer versprachen auf das freundlichste, uns bald einen Bauplatz zu geben, dann aber ließen sie uns wochen-, ja monatelang warten, ehe sie uns eine Antwort gaben. So hieß es denn warten, immer wieder fragen und bitten und beten.

2. Vorbereitungen zur Stationsanlage.

Endlich im Januar 1898 kam die Erlaubnis, daß wir in einem großen Garten bei Kalatse ein Haus bauen dürften. Da ging Br. Ribbach im April, als der Schnee noch lag und es noch recht kalt war, hin, um Bäume anzukaufen und fällen zu lassen; aber mit dem Bauen konnte erst später begonnen werden, als aller Schnee verschwunden und es schon warm geworden war. Im Mai zogen dann Geschw. Ribbach mit ihrem Kinde wieder hin und siedelten sich dort im Garten zunächst in einem Zelte an.

Dieses Leben im Zelt ist nun, wenn das Wetter schön ist, sehr hübsch. Man schläft auf leichten Feldbettstellen im Hauptraum des Zeltes; dahinter ist ein ganz kleiner, abgeteilter Raum, in dem man sich wäscht und badet. Vor dem Zelt steht im Schatten der Bäume ein kleiner leichter Feldtisch mit ein paar Klappstühlen, dort werden die Mahlzeiten eingenommen, dort wird geschrieben u. s. w. Vor einem kleinen Zelte in der Nähe sitzt der Koch, ein Tibeter, und kocht das einfache Essen. Mit Hilfe einiger Steine oder Lehm hat er sich einen kleinen, urwüchsigen Herd gemacht, darauf die Kupfergefäße gestellt, und nun hockt er nach asiatischer Sitte davor und paßt auf, daß das Huhn im Topf und der Reis daneben nicht anbrennen. Wenn freilich ein Regenguß oder gar einmal ein verspätetes Schneewetter kommt, dann ists im Zelt recht unbehaglich und man wünscht sich unter ein festeres Dach.

Heidnische Tibeter.

Auf dem Bauplatz begann bald ein reges Leben. Etwa 40 Leute waren beschäftigt. Einige schleppten Steine herbei, die sie am nahen Abhang finden konnten. Die Anderen rollten diese vom Abhang herunter, so eifrig, daß sie, in hohen Bogen springend, an mehreren Stellen die Gartenmauer durchschlugen. Die war aber auch nicht sehr fest gebaut, und der Schaden bald wieder gut gemacht. Andere wieder fällten Bäume und säuberten den Bauplatz vom Gestrüpp. Dann wurde der Grund gegraben und die Grundmauern aufgesetzt. So wurde emsig gearbeitet den ganzen Tag.

3. Wie sehen die Tibeter aus?

Nun wollen wir uns aber einmal die Leute ansehen. Es sind Tibeter aus allen Teilen Ladaks, die hier zusammengekommen sind, um sich etwas zu verdienen. Obwohl es Mongolen sind, sieht man doch wenig „viereckige Gesichter“, „vorstehende Backenknochen“, „geschlitzte, schiefliegende Augen“, „platte Nasen.“ Manche haben sogar recht angenehme Gesichtszüge. Ja, wenn man den einen oder anderen der Leute mit Seife und Bürste waschen — das wäre gründlich nötig — und

in europäische Kleider stecken wollte, so würde man schwerlich vermuten, daß seine Wiege, oder vielmehr sein Fellbett in den Hochthälern Tibets gestanden hat. Aber ein untrügliches Merkmal trägt wenigstens der buddhistische Tibeter herum: „der Zopf, der hängt ihm hinten“, wie es in dem bekannten Liede so schön heißt. Das schlichte, pechschwarze Haar ist hinten in einem Zopf geflochten, auf den der Tibeter sehr stolz ist. „Je länger, je lieber“, heißt es da auch; und wenn ihm nun von Natur das Haar nicht lang gewachsen ist, dann hilft er mit eingeflochtenen, schwarzen Wollfäden nach. So wird der Zopf künstlich verlängert, daß er bis über den ganzen Rücken, ja wenn der Träger sehr eitel ist, bis fast zu den Fersen herabhängt. Damit er nun hinten nicht ungehörig herumbäumelt, wird er unter den schärpenartigen, langen Gürtel gesteckt, der den langen, grauen Rock aus grobem Wollstoff um die Hüften zusammenschließt. Einmal im Monat wird der Zopf und der übrige Haarwust entwirrt, gewaschen, von dem meist vorhandenen Ungeziefer gesäubert und frisch geflochten. Das hindert natürlich nicht, daß der Zopf auf dem tagaus tagein getragenen Rock am Rücken allmählich einen schwarzen, fettglänzenden Fleck zeichnet. Die Füße der Leute stecken entweder in indischen, ledernen Schnabelschuhen oder in dicken, plumpen tibetischen Tuchstiefeln. Ärmere Leute laufen auch nur auf ihren eigenen Sohlen herum. Die wenigsten der Männer haben ganze Kleider an, denn sie halten nicht viel auf Ordnung; ja die Ärmeren sind oft stark zerlumpt. Aber das macht den Leuten wenig Kummer. Will ein Mann sich zu einer festlichen Gelegenheit „putzen“, und er hat kein Geld, sich ganz neu zu bekleiden, so genügt es in seinen Augen schon, wenn er sich eine neue, knallrote, -blaue oder -grüne Mütze mit Goldborde eingefaßt, kauft und auf den frisch gewaschenen und mit Butter schön eingesalbten Kopf recht kühn aufsetzt. Nun ist er „salonfähig“.

4. Arbeitsbeginn. Morgenandacht.

Früh um 6 Uhr ertönt Trommelwirbel auf dem Bauplatz. Rasul, ein Muhamedaner, der als Aufseher schaltet, giebt dies Signal zum Anfang der Arbeit. Da regt sichs im nahen Dorfe, wo sich die Arbeiter hie und da in leeren Hütten einquartiert haben. In langem Zuge kommen sie herbei, und bald ist die Mehrzahl versammelt. Einige Säumige giebt es, die müssen erinnert werden. Nun kommt der Missionar herbei und überzeugt sich, daß alle da sind. Dann setzt er sich auf einen Balken zu den Leuten, diese kauern im Halbkreis um ihn herum, und er liest oder erzählt ihnen eine Geschichte von Jesus, dem Heiland der Sünder, der auch sie erretten will aus Sündennot und Elend. Die Leute hören aufmerksam zu, stellen auch Fragen. Oft wird ihnen auch zur Veranschaulichung ein Bild gezeigt. Am Schluß folgt ein kurzes Gebet; das ganze dauert nur etwa eine Viertelstunde; denn machts der Missionar zu lang, dann hört oft die Aufmerksamkeit auf. Die Leute sind noch nicht aus Aufmerken gewöhnt. Wollen dann einzelne mehr vom Heilande hören, so findet sich später Gelegenheit, mit ihnen zu reden. Viele der Leute wollen auch selbst darüber lesen. Da bekommen sie vom Missionar Traktate und Evangelienbücher in tibetischer Sprache, und man sieht sie dann am Feierabend eifrig lesen. O, wie hofft und betet da der Missionar, daß doch die Saat, die er im Namen und Auftrag Gottes hier ausstreut, aufgehen und Frucht bringen möchte, daß die Buddhisten ihren Buddha, der bei ihnen die Stelle Gottes vertreten soll, von dem sie aber gar nicht wissen, wie sie ihn sich eigentlich vorstellen sollen, sowie alle ihre Götzen und bösen Geister fahren lassen; daß die Muhamedaner erkennen, daß ihr vielgepriesener Prophet Muhamed ein falscher Prophet ist, und daß der Heiland Jesus Christus allein von Sünde und Tod befreien kann! Denn um den armen unwissenden Heiden diese selige Botschaft zu bringen, sind ja unsere Brüder und Schwestern unter mancherlei Beschwerden und Gefahren in jene himmelhohen Berge gezogen und haben sich unter dem tibetischen Volke niedergelassen.

5. Die Bauleute an der Arbeit.

Das Gebet ist beendet; die Leute stehen auf. Der Missionar teilt jeder Gruppe mit Rasuls Hilfe ihre besondere Arbeit zu und giebt ihnen die nötigen Werkzeuge. Dann ziehen sie auf ihre Arbeitsplätze und bald beginnt ein munteres Treiben. Jede Bewegung, jeder Handgriff, jeder Schritt wird womöglich mit einem eintönigen Gesang begleitet. Die Leute thun meist willig und fröhlich ihre Arbeit; einzelne Faulpelze fehlen ja natürlich nicht; aber eine Ermahnung und Zurechtweisung genügt gewöhnlich, um sie zum Fleiß anzuspornen.

Nun wollen wir einmal zu einzelnen Gruppen uns hinzugesellen und sehen, was sie eigentlich treiben. Da stehen die Ziegelstreicher in einer Grube. Die eine Gruppe schaufelt die lehmhaltige Erde zusammen auf einen Haufen; dann wird Wasser darauf gegossen und nun wird der Brei mit den Füßen tüchtig durchgeknetet. Hierauf wird der Lehm vermittelst rechteckiger Holzformen zu Ziegeln geformt, die nun an der Sonne trocknen und hart werden. Zum Brennen der Ziegeln ist in Ladak das Holz viel zu knapp und teuer. Die getrockneten Luftziegeln werden dann von Männern zum Bauplatz getragen. Dort sind die „Maurer“ beschäftigt. Freilich ist ihre Kunst nicht weit her. Von Raumlehre und Meßkunst haben sie nicht viel Ahnung, und der Baumeister (der Missionar) muß ihnen beständig auf die Finger sehen und verhindern, daß hier eine Stubenecke schief wird, daß dort ein Fensterrahmen sich zur Seite neigt, daß da eine Wand allzusehr von der lotrechten Richtung abirrt, und daß ein Stein allzu naseweiß aus der Menge seiner Nachbarn hervorlugt. Immer und

immer wieder muß er ihnen das ungewohnte Richtscheit und das Bleilot aus Herz oder besser in die Hand legen. „Aber guter Mann, siehst du denn nicht, daß deine Mauer da ganz schief wird?“ heißts da oft einmal. „Ja, Sahib d. h. Herr, sie scheint ja ein ganz kleines Bischen schief zu sein.“ — „Wo ist denn das Bleilot?“ „Ich weiß nicht; es wird wohl auf der andern Seite liegen.“ — „Ja, benutzt du es denn nicht?“ — „Nein, ich dachte, ich könnte es so machen, ohne das Lot. Wenn wir für uns bauen, brauchen wir ja auch keines.“ Endlich kommt das Lot, und der Europäer zeigt nun dem „Künstler“, daß seine Mauer zwei Zoll von der senkrechten Richtung abweicht; und der Mann muß nun eine kleine Vorlesung über die Unentbehrlichkeit des Bleilotes und anderer Instrumente über sich ergehen lassen.

Nun wollen wir einmal nach den Tischlern und Zimmerleuten sehen. Dort hocken ihrer 5—6 unter einem schattigen Baum. Wo ist denn aber ihre Hobelbank? Ja, die kennen sie nicht. Einer oder zwei von ihnen haben da wohl ein Werkzeug, das allenfalls an einen Hobel erinnert, eine Säge, ein Stemmeisen und eine grobe Feile. Ihr Haupt- und Universalwerkzeug ist jedoch das Querbeil, das bei ihnen die Rolle von Axt, Säge, Hobel, Feile, Hammer und noch manchen anderen Werkzeugen übernehmen muß. Und man muß es ihnen lassen, sie haben eine große Fertigkeit in Handhabung dieses einfachen Werkzeugs, aber doch ist nach unsern Begriffen alles, was sie herstellen, sehr roh. Der Anstelligste von allen hat aber unter Br. Ribbachs Anleitung den Hobel recht gewandt zu führen gelernt, und aus seinen Händen gehen denn auch die meisten Thüren und Fenster hervor. Doch muß der Missionar überall zum Rechten sehen, sonst wird vieles verpfuscht.

Die Sonne ist unterdessen immer höher gestiegen und steht nun im Mittag. Da ertönt wieder Trommelwirbel — das Zeichen für die Mittagspause.

6. Das Mittagsmahl.

Das hören alle gern. Flugs legt ein jeder sein Gerät beiseite und in ein paar Minuten sind alle Arbeiter im Dorfe verschwunden, um ihr einfaches Mittagessen zu bereiten und zu verzehren. Wir wollen doch einmal sehen, was es beim Aufseher Rasul heut zu Mittag giebt. Wir nähern uns seiner Küche; das ist eine Art „Laubhütte“, die er sich aus Baumzweigen gemacht hat. Da sitzt seine Frau an dem aus Lehm recht geschickt gemachten Kochherd und rührt in einem großen Kupfergefäß eine Flüssigkeit, die fast so wie Chokolade aussieht. Es ist aber Butterthee, das Lieblingsgetränk der Tibeter. Derselbe wird zuerst mit Wasser gekocht. Dann holt die Frau aus einem Winkel ein hölzernes, röhrenförmiges Gefäß, das einem kleinen Butterfaß ähnlich sieht. Da hinein gießt sie den Thee, thut etwas Butter, Salz und Soda hinzu und rührt mit dem Kolben alles tüchtig durcheinander. Dann wird diese liebliche Mischung in den Topf zurückgegossen, noch einmal aufgekocht und dann aus kleinen Holznäpfchen getrunken. Dazu essen die Leute flache, ungesäuerte Brote aus Weizenmehl, oder sie thun etwas geröstetes Gerstenmehl in den Thee und bereiten sich einen dicken Brei oder Teig, der dann mit den Fingern verzehrt wird. —

Nun stärken auch wir uns vor dem Zelt an unserm Mittagessen.

Nach einer Stunde ruft die Trommel uns alle wieder zur Arbeit. Abends um sechs Uhr ertönt sie zum vierten Mal und zwar zum Feierabend. Da kommen denn wieder alle Leute herbei, geben ihr Werkzeug ab, und der Bruder vermerkt auf ihrem Arbeitszettel, den jeder bei sich trägt, daß der betreffende Mann wieder einen Tagelohn verdient hat. Am Ende der Woche ist dann Lohntag.

7. Das Werk ist vollendet.

So wuchs der Bau allmählich unter vieler Arbeit; im Sommer gabs wohl noch eine zweimonatliche Unterbrechung wegen einer Reise, die Br. Ribbach unternehmen mußte; aber im Herbst war doch der Unterstock fertig gestellt. Im Frühjahr 1899 wurde dann der Oberstock aufgesetzt und Ende Juni war das Haus mit einer Veranda und den Stall- und Vorratsgebäuden soweit fertig, daß Geschwister Francke ihren Einzug halten konnten. Diese wohnen nun dort und arbeiten für den Heiland unter den Tibetern in Kalatse und den vielen umliegenden Ortschaften. Freilich geht die Arbeit langsam vorwärts. Die Herzen scheinen oft hart wie Stein zu sein. Die Leute sind wohl freundlich, hören auch zu, wenn gepredigt wird; es macht aber anscheinend wenig Eindruck auf sie. Die Sünde und Unwissenheit scheint sie blind zu machen, daß sie das Licht der Wahrheit, das ihnen gezeigt wird, nicht sehen können. Einige wenige giebt es aber doch schon, die gern ihrem heidnischen Glauben absagen und dem Herrn Jesus nachfolgen möchten, nur fürchten sie sich vor ihren heidnischen Bekannten, dies öffentlich zu thun. Aber der Herr, der große Dinge thun kann und schon gethan hat, kann auch machen, daß noch viele Herzen sich ihm zukehren, daß auch die Tibeter ihn als ihren Heiland erkennen und bekennen. Er will freilich, daß wir ihn ohne Unterlaß darum bitten; denn arbeiten und beten soll immer Hand in Hand gehen.

Zur Tilgung der Missionsschuld: Frs. 25.75 von der Sonntagsschule in Freienstein durch Br. Th. Steinberg; Mk. 4.— durch Herrn Stadtvikar Kohler, Aschaffenburg, von seinen Schulkindern gesammelt. Für Heidenkinder: Frs. 5.— von der Sonntagsschule in Thalweil durch Br. Th. Steinberg.

Wofür herzlich dankt die **Missionsverwaltung Herrnhut.**

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Erscheint monatlich. Preis jährl. 25 Pfg.

№ 9. September 1901. 2. Jahrgang.

Ipiana,

Missionsstation im Kondelande Deutsch-Ostafrikas.

Es ist Zeit, daß wir wieder etwas von Deutsch-Ostafrika hören und zwar von unsern Stationen im schönen Kondelande nordwestlich vom langgestreckten, blau leuchtenden Nyassasee.

Das Bild zeigt uns die dem See am nächsten gelegene Ansiedelung der Brüdermission, unsere Station Ipiana, zu deutsch Gnade. Ihr werdet meinen: „Da sieht man ja gar nicht viel. Ein weiter, kahler Platz, eine Reihe Bäume, ein großes und ein kleines Wohnhaus und der Glockenstuhl — das ist alles." Ja, aber bedenkt: Schon allein einen solchen weiten Platz so schön rein zu machen, erfordert viel Arbeit. Das Unkraut sproßt und sprießt ja hier im Tropenland über Nacht und wächst schnell so hoch, daß man nichts sieht. Und dann zwei solche Häuser zu bauen, wenn man nur einige ungeschickte Handlanger zur Verfügung hat und alle eigentliche Bauarbeit mit seinen eigenen zwei Händen ausführen muß, das ist keine Kleinigkeit. Kein Wunder drum, daß sich unsere Missionare von Herzen freuten, als die Arbeit der Stationsanlage, die 1894 begonnen wurde, so weit gefördert war, wie sie das Bild zeigt.

1. Nachteile und Vorzüge der Lage Ipianas.

Wie es in Ipiana aussieht, das wollen wir des näheren Bruder Richard schildern lassen, der die Station seit 1896 leitet und im vorigen Jahr einer englischen Zeitschrift folgende, hier übersetzt und gekürzt wiedergegebene Mitteilungen zugesandt hat:

„Ihr wißt, daß Ipiana am Ufer eines kleinen Flusses liegt. Kibila, der Name desselben, bedeutet Leben. Die Leute nannten ihn so, weil er ihnen das erfrischende, belebende Wasser spendet. Aber wie oft bringt ihnen der Kibila auch den Tod! Ihr habt ja davon gehört, daß der Stromlauf von Krokodilen nur so wimmelt. Viele hundert Menschen sind im Lauf der Zeit durch diese gefürchteten Ungeheuer getötet worden. (siehe „Im Kampf mit der Tierwelt", 10 Pfg.) Auch wir haben unsere Missionsstation am Flußufer angelegt, weil wir dem Beispiel der Bewohner folgen wollten und dort hinbauen mußten, wo sie wohnen, denn zu ihnen führt uns ja unser Beruf als Heidenboten. Alle Dörfer in der Kondeniederung sind an Flüssen gebaut.

Blicken wir von den Hügeln hinab, so sieht man eine Anzahl kleine Ströme in die Ebene herunterfließen. Zu beiden Seiten sind die Ufer derselben mit wunderschönen Bananenhainen bestanden, deren Eintönigkeit unterbrochen ist durch große dunkelblättrige Bäume, welche die Eingeborenen zum Zweck des Schattens anpflanzen. Unter ihnen verbringen sie die heißen Stunden des Mittags, ja während der heißen Jahreszeit den ganzen Tag. Warum man am Ufer anbaut, ist verständlich. Man will dem Wasser nahe sein; außerdem liegen die Ufer höher als die Ebene. Diese Ebene aber steht während der Regenzeit — nicht nur, wenn das Wasser seine Höhe erreicht, sondern zu Anfang des Jahres wochen-, ja monatelang — unter Wasser. Daß die Kibila ihre Ufer übersteigt, kommt selten vor. Seit wir hier

sind, d. h. seit 1896, erst einmal. Ich war damals allein und stand auf einem der höchsten Punkte, um das Steigen des Wassers zu beobachten. Hinter unsrer Station war es noch 12 Meter jenseits unserer Häuser. Die Gebäude selbst standen noch trocken. Die Leute, die unterhalb der Station wohnten, kamen mit ihrem Vieh herüber, um Schutz zu suchen. Andere Flüsse, wie der Mbaka, der nur drei Stunden weit nach Osten zu liegt, steigt regelmäßig jedes Jahr. Er scheint mehr Wasser aus den Lagunen in sich aufzunehmen. Die Leute machen sich sehr wenig daraus. In diesem Jahr standen ihre Dörfer wieder einmal unter Wasser, und diese Überschwemmungen hinterlassen einen unbeschreiblichen Schlamm. Auch über die Sümpfe dahinstreichen, verschont. Immer aber kamen wir wieder auf den jetzigen Ort zurück. Von hier ist der See zwei Stunden entfernt. Wir hören und sehen nichts von ihm. Nur an windigen Tagen schallt sein Rauschen zu uns herüber.

Unmittelbar am Hauptverkehrsweg ins Inland liegt Ipiana nicht, aber doch auch nicht fern davon und unweit europäischer Wohnungen. In vier Stunden bringt uns das Kanu (Boot) nach Ikombe, der Berliner Station am Ostufer des schmalen Sees, in sechs Stunden nach der bisherigen Regierungsstation Langenburg, in neun Stunden nach Karonga, dem wichtigen Handelsplatz der afrikanischen Seengesellschaft.

Besuchende sind nichts seltenes hier. Deutsche

Ipiana im Kondeland.

darin sehe ich, wie Gott uns bei der Anlage der Station geleitet hat: Wir hatten doch damals keine Ahnung von der Gefahr solcher Überschwemmungen und haben doch ganz unbewußt hoch genug gebaut.

Auch andere Schattenseiten finden sich in Ipiana. Daß das Wasser nicht in unsere Häuser kommt, das wissen auch die weißen Ameisen. Sorgfältig meiden sie die niedriger gelegenen Ortschaften und bauen hier bei uns ihre hohen Termitenhügel, die als spitze Kegel oft haushoch emporragen. Und das Klima? Oft hat man schon gefragt, ob wir nicht einen gesünderen Platz für die Station hätten aussuchen können. Näher am See hätten wir den schönen Blick auf die blaue Wasserfläche gehabt, hätten Waren leichter ans Land bringen können und blieben von den Winden, die

und englische Reisende, Händler und Missionare kehren öfters bei uns ein. Neulich kam eine englische Dame an, die mit einigen wenigen Trägern allein durchs Land zieht, um sich die Welt anzusehen! Wochenlang war sie mit diesen schwarzen Burschen gereist, und zwar ganz sicher gereist. Später besuchten uns einige englische Brüder, die mit ihren Spazierstöcken wanderten und nur eine Hand voll Menschen um sich hatten, die ihnen etwas nachtrugen.

Drei Stunden von hier am See liegt der Hafenplatz Songwe, ein Ort, der wöchentlich an Bedeutung gewinnt. Dort steht das kaiserliche Zollhaus; alle Waren von und nach unserm Land müssen es passieren. Das ist ein Grund, weshalb wir so viel Leute sehen, obgleich wir nicht unmittelbar an der großen

Heerstraße wohnen. Auch unsere Waren landen wir dort; von da werden sie dann auf den Schultern unserer Träger hierher gebracht. Anders aber, wenn das ganze Land unter Wasser steht. Jeder, der von Songwe zu uns kommt, muß über die Kibila. Wir haben ein Kanu, ein Baumboot, das beständig hin und her fährt, um Schwarze und Weiße herüber und hinüber zu tragen. Für jede Person lassen wir uns zwei Pfennig Fährgeld zahlen. Bald wird ein zweites Boot oder der Bau einer ordentlichen Fähre nötig werden, um allen Anforderungen zu genügen.

2. Das Stationsbild.

Was die Stationsanlage betrifft, so war unser erster Plan, ein Viereck zu bauen: in der Mitte sollte sich die Kirche erheben und um diese herum Wohnhaus, Schulgebäude, Kaufladen und Werkstätte. Bruder Meyer hatte es auch so abgesteckt und Reihen von Bananenbäumen gepflanzt, ja bereits einen zeitweiligen Kirchraum aufgeführt. Aber die letzte Regenzeit hat uns davon überzeugt, daß dieser Plan sich nicht gut ausführen läßt. Wir sind daher genötigt, unsere Ziegelhäuser zu beiden Seiten der Landstraße, die durch die Station führt, zu errichten. Bis jetzt (1899) haben wir nur ein Ziegelhaus, das drei Zimmer enthält. Alle andern Gebäude sind einstweilige Lehmhäuser, an denen in nicht zu ferner Zeit die Ameisen ihr Zerstörungswerk vollendet haben werden. Wir wohnten gerade erst einen Tag im neuen Ziegelhaus, als Schwester Stolz, die Frau unseres Kaufmanns, starb, deren kleines Kind meine Frau eine Zeit lang zu sich nahm. Und dann mußten wir beide in die Berge, nach Rungwe hinauf, ziehen. So hatten wir nicht viel vom neuen Haus. Die zeitweilige Kirche wird auch nicht lang halten. Das Dach fängt schon an zu faulen, und die Pfosten sind nicht mehr fest. Das Bauholz war nicht gut.

Krokodil.

Unsere Station sieht wirklich sehr nett aus; wir alle hängen an ihr. Ich würde mit keinem anderen Missionsplatz tauschen wollen. Die Hitze freilich ist entsetzlich und die Umgegend etwas ungesund, aber wir lieben die Leute hier wie den Ort.

Ehe wir hierher kamen, gab es Löwen und andere wilde Tiere in großer Zahl, und die Eingeborenen fürchteten sich, abends allein oder auch in kleiner Anzahl auszugehen. Jetzt führt eine gute, breite Straße von Dorf zu Dorf, die zu beiden Seiten streckenweis mit schattigen großblättrigen Gummibäumen bestanden ist. Diese sind erst vor vier Jahren gepflanzt und jetzt schon gegen zwanzig Fuß hoch. Daneben finden sich Eukalyptus, Tamarinden, Pawpaw (Paopao) = eine Art Melonen-Bäume, und die nie fehlenden Bananen, dazwischen Reihen von Ananasbäumen. Das alles giebt der Station ein schönes, echt tropisches Bild. Im letzten Jahr ernteten wir von diesen Bäumen eine solche Menge Früchte, daß wir viele abgeben konnten. Europäisches Gemüse gedeiht nicht gut. Dafür ist Rungwe der rechte Ort. Was hier wächst, wächst schnell, hält aber nicht lange an. So geht es auch mit den Menschen, Männern wie Frauen. Sie verfallen, ehe sie alt werden. Man begegnet daher wenig alten Leuten.

3. Die Sorglosigkeit der Menschen.

Ein großes Vergnügen gewährt es Männern und Knaben, wenn der Fluß steigt und Stämme und Sträucher und manches andere mit sich führt. Dann springen sie mit Geschrei hinein und schwimmen hinüber ans andere Ufer. Obgleich sie sich sonst vor den Krokodilen sehr fürchten, spürt man in solchen Tagen davon nichts. Das ist ein Zeichen ihrer Sorglosigkeit. Ja Leute, die etwa mit unheilbarer Krankheit behaftet sind, überkommt fast ein Stolz über ihren Wagemut. Es ist aber im Grunde der reinste Fatalismus, d. h. blinde, unbedachte Ergebenheit, mit der sie selbst dem schrecklichsten Geschick sich in die Arme werfen. Einst sprach ich mit einem: „Fürchtest du nicht, daß dich ein Krokodil töten könnte?“ — Antwort: „Und wenn es mich auch packte, das schadete gar nichts. Ich kann ja dem Tode doch nicht entgehen.“ — Eines Tages ging ein Mann an den Fluß, um sich die Hände zu waschen und seine Pfeife zu füllen. Er wurde gebissen, und — hatte sich nach ein paar Stunden verblutet.

Eines Sonntag Morgens saßen wir in der Gebetsversammlung mit den Taufbewerbern zusammen. Da wurde einer der Männer hinausgerufen. Seine Frau war von einem Krokodil gefaßt worden. Br. Häfner schoß seine Flinte ab, und das Tier ließ wirklich vor Schreck über den Schuß seine Beute fahren. Die Frau war aber bereits 50 Meter am Ufer entlang geschleift worden und entsetzlich zugerichtet. Wohl zehn Wochen hat meine Frau sie in Behandlung gehabt. Dann hatte sie sich wieder erholt. —

Andere Tiere sind weniger gefährlich. Eine Hyäne besucht oft unseren Hühnerstall. Neulich haben wir einen wunderschönen Leoparden getötet.

4. Die Missionsarbeit und ihre Wirkung.

Da nun die Leute hier von all diesen Gefahren umgeben sind und so viele Unfälle erleben — fast wöchentlich trägt sich etwas derartiges zu —, so sollte man doch meinen, daß sie geneigt wären, die gute Botschaft von dem Helfer und Heiland für alle Leibes- und Seelennot mit Freuden aufzunehmen. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Sie schreiben all jenes Ungemach dem Gott zu, der in ungerechtem Zorn seine Kinder tötet, statt sie zu segnen und ihnen wohl zu thun. Oder sie machen andere Menschen dafür verantwortlich, die an all dem Übel schuld sein sollen.

Der Besuch der Gottesdienste ist noch nicht sehr stark. Einige Leute kommen ja stundenweit, andere aber scheuen die zehn Minuten von ihrer Wohnung bis zur Kirche. Ja sie lassen sich überhaupt nicht auf der Station blicken. Und wenn man sie auf ihre Sünden aufmerksam macht, dann heißt es sehr häufig: „Ich kann nichts thun, um mein Herz zu ändern, das ist Gottes Sache; der kann es ja thun, wenn er es will, und zu seiner Zeit wird er es ja wohl auch thun." Was für eine grenzenlose Sorglosigkeit und Leichtsinn, Gottes Güte abzuweisen!

Und doch, hinter all diesen Ausreden und der Abwehr des dargebotenen Gutes versteckt sich doch eine geheime Sehnsucht nach Licht und Wahrheit, nach Erkenntnis des Gottes der Liebe. Sie fürchten sich, das Wort vom Kreuz anzunehmen, denn es würde ihr sündiges Herz aufdecken und sie zum Gehorsam und Vertrauen an den Heiland bringen. — Eine Hauptschwierigkeit bildet der Umstand, daß die Männer oft mehrere Frauen haben. Diese wollen nicht ihre Männer verlassen und die Männer nicht ihre Weiber wegschicken. „Erlaubt uns nur, unsere Frauen zu behalten", heißt es immer wieder, dann wollen wir gern Christen werden.

Gott arbeitet aber spürbar an den Herzen. Er hat auch schon sehr ernste Mittel angewendet, um sie durch Not an sich zu ziehen. Da kam die Rinderpest, an der viele schöne Tiere, auf die ihre Besitzer stolz waren, hinstarben; Heuschrecken fraßen ganze Getreidefelder auf, Sandflöhe plagten die Menschen und machten ihre Füße auf lange Zeit wund, ja die Blattern kamen und rafften viele dahin. Alle diese Dinge reden eine deutliche Sprache. Die Leute werden es aber noch einmal verstehen, daß es einen Gott giebt, der Himmel und Erde regiert und auch über Kondeland herrschen will. Der Boden der Herzen ist hart, aber wir verzweifeln nicht im geringsten; denn wir treiben des Herrn Werk. Wir halten regelmäßig wöchentlich Gottesdienste, predigen auch in den Dörfern. Die Leute haben es gern, wenn wir sie in ihren Häusern besuchen. So thun wir auch das. Einige Christen durften wir schon taufen. Was wird es sein, wenn einst all die vielen Tausende — man schätzt die Bevölkerung unserer Gegend auf 20000 Seelen — getauft sein werden und dem Herrn Jesu dienen! Betet, daß dieser Tag nicht fern sei!"

5. Freud und Leid aus neuester Zeit.

Seitdem jener Brief geschrieben wurde, ist über ein Jahr dahingegangen. Ein bedeutsames Jahr war es, das den Geschwistern Richard und ihrem Amtsgenossen Br. Stolz große Freude und einen großen Kummer brachte. Die große Freude war die Vollendung einiger Baulichkeiten für Warenvorräte, vor allem aber die Einweihung des neuen Bambus-Kirchleins, an dem lange Zeit gearbeitet worden war und das am vierten Advent v. J. in Gebrauch genommen werden konnte. Ohne Unfall und Störung verlief der Bau, jedermann freute sich des schmucken Gotteshauses, und eine zahlreiche Zuhörerschaft saß am Weihetag zusammen und lauschte in dem schön mit Palmblättern geschmückten Raum Gottes Wort. Freilich fehlten noch die Bänke, die man aus Bambusstäben herstellen wollte, die auf Holzblöcke festgenagelt werden. Auch Fenster gab es noch nicht. Man hat erst später die Fensterrahmen mit Kaliko-Zeug überspannt und so die fehlenden Glasscheiben ersetzt. Auch die drei Thüren waren noch nicht fertig und die Glocke leider noch nicht aus Europa gekommen, ja die Stelle des Predigttisches mußten behangene Kisten vertreten. Aber trotzdem und alledem feierte man einen schönen Tag und bald darauf ein gesegnetes Weihnachtsfest. Die Dorfleute waren so ergriffen, daß sie allerhand kleine Geschenke wie Bohnen, Hirse und Hühner brachten, um ihrem Dankgefühl einen Ausdruck zu verleihen.

Und was ist ein halbes Jahr später geschehen? Geschwister Richard waren gerade verreist. Sie sollten am 14. Mai zurückkehren. Da, um ½2 Uhr morgens an diesem Tag erwachte Br. Stolz, der allein war, über einem knatternden Geräusch, das wie Gewehrfeuer klang. Ehe er noch zum Bewußtsein kam, klopfte sein Bursche ans Fenster und rief: „Die Kirche brennt!" Was für ein Schreck! Schnell gings ans Fenster, und da glühte die Lohe vor seinen Augen, das Dach des schönen Gotteshauses stand in lichten Flammen! Sofort eilte Br. Stolz hinaus und fand schon einige Leute auf den nächstliegenden Dächern, bemüht, durch Schläge mit Bambusstangen die zahllos umherfliegenden Funken zu ersticken. Ein schaurig schönes Schauspiel, der ununterbrochene Sprühregen von Feuerfunken, vermengt mit dickem Rauch, dazwischen die züngelnden Flammen und das Geknatter des brennenden Bambus! O wie dankbar war man, als endlich das Kirchdach in sich zusammenbrach und damit die Gefahr für die Nachbarhäuser beseitigt war! Noch galt es, die Mauern der Kirche zu erhalten. Bei dem Mangel an Eimern standen die Leute mit Kochtöpfen da und bespritzten die Mauern. Und es gelang, das Feuer auf seinen Herd zu beschränken. Als Geschwister Richard bald darauf anlangten, standen ja freilich Thränen in ihren Augen ob dieses verödeten Gotteshauses, und doch, sie dankten von Herzen, daß nicht die ganze Station zerstört war.

Was konnte denn wohl den Thäter veranlaßt haben? Denkt euch: Ein Heide wollte den lieben Gott auf die Probe stellen, ob er sein Haus, wenn diesem etwas widerführe, schützen würde. Der Herr aber wollte die Leute durch einen ernsten Schrecken auf ihre Seligkeit aufmerksam machen. Und wirklich, viele waren ergriffen und eilten herbei, um ihr Beileid auszusprechen. Zwei Heiden meldeten sich in jener Zeit zur Taufe und können es nicht erwarten, bis sie lesen gelernt haben.

Der treue Gott schütze alle Bewohner Ipianas vor den wilden Tieren und vor Fieber und gebe den Heiden Vergebung ihrer Sünden d. h. Ipiana, Gnade!

☞ Beiliegender **Vorschlag** sei allseitiger Beachtung herzlich empfohlen.

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Erscheint monatlich. Preis jährl. 25 Pfg.

№ 10. Oktober 1901. 2. Jahrgang.

Dankbare Australier.

Von unsrer Mission im Norden des australischen Festlandes hörten wir schon im vorigen Jahr. Viele Schwierigkeiten hatten unsre Missionare auf der Station Mapun zu überwinden, ehe sie auch nur einige der tief heruntergekommenen Schwarzen dort gewannen und mit Gottes Hilfe aus Menschenfressern zu ordentlichen Menschen und dann zu Christen umbildeten. Und, ach, auch die Neubekehrten machen noch immer viel Not. Sünde und Schande erscheint ihnen ja nicht als so etwas Schlimmes, sind sie doch von Eltern und Voreltern her nichts anderes gewöhnt, als ein Leben voll Haß und Feindschaft, voll ungezügelter Lust und Gleichgiltigkeit gegen Gott.

Die kleine Gemeine zählt jetzt, 10 Jahre nach Gründung der Station, 10 Christen. Etwas höher war ihre Zahl schon früher, aber der Tod raffte so viele dieser armen Menschen frühzeitig aus dem Leben dahin, daß sie wohl über kurz oder lang überhaupt vom Erdboden verschwunden sein werden. Sobald die Nächte anfangen, kalt zu werden, hört man auf allen Seiten nichts als Husten, und oft, ehe es der Missionar bemerkt, setzt die Schwindsucht ein und macht ihrem Leben ein Ende. Vom Mai bis August vorigen Jahres starben 9 Leute in Mapun. Kurz darauf noch eine junge verheiratete Christin, Alma mit Namen, die mit ihrem Manne und dem kleinen Töchterchen ein schönes Familienleben führten, wie es unter den Australiern ganz einzigartig dastand. Alma und ihr Mann waren das einzige Ehepaar in der Gegend, das sich nie gestritten hatte. In dem Mädchenheim, das der Missionar Bruder Hey eingerichtet hat, war Alma erzogen worden und hatte ihren Heiland so lieb gewonnen, daß sie täglich zu ihm betete und ohne irgend welchen Zweifel an Gottes Verheißungen fest hielt. Bruder Hey hörte ihr oft zu, wie sie im Gebet war, und erfrischte sich an ihrem Glauben und an ihrer Dankbarkeit für all das Gute, was ihr und ihren Landsleuten durch die Mission gebracht worden war.

Und nun noch ein Jüngling, der gleichfalls von Herzen dankbar ist für das Kommen der Missionare, die ihm den Weg zum ewigen Leben gewiesen haben! Andrew (=Andru) d. h. Andreas ist sein Name. Er hat seit 2 Jahren sein Herz dem Herrn Jesu hingegeben und ist seitdem ein treuer Christ und dabei ein sehr begabter Mensch. Auch er neigte, da er schnell gewachsen war, zu Schwindsucht. Darum wünschte er einige Zeit in einer gesünderen Gegend, als Mapun, zu arbeiten. Bruder Hey erlaubte ihm, auf einer Insel Mabinay sich als Koch zu vermieten. Dort nämlich arbeitete ein Londoner Missionar Herr Tomkins; derselbe übrigens, der in diesem Jahre von Eingeborenen auf Neu Guinea ermordet worden ist. Bei diesem Manne konnte Andreas oft besuchen, der Missionar konnte auch ein Auge auf den Jüngling haben und ihn vor schlechter Gesellschaft bewahren. So dachte Bruder Hey. Und wirklich. Andreas siedelte über, machte sich die Anwesenheit des Missionars zu Nutze, und dieser berichtete bald voll Freude nach Mapun, was für ein netter Mensch Andreas sei und

mit welch männlichem Ernst er alles, was recht ist, zu thun und alles Böse zu meiden suche. Herr Tomkins betete mit ihm, und Andreas wieder sang ihm die Lieder vor, die er in der Schule zu Mapun gelernt hatte. Wie dankbar war er, daß er einen christlichen Unterricht genossen hatte! Sonst hätten ihm die Mitmenschen und der böse Feind gar manches Mal zu Fall gebracht. Davon zeugt ein kleiner Brief, den er an seine frühere Lehrerin, Frau Missionar Ward, nach Mapun schrieb und der folgendermaßen lautet: Mabinay, 20. Juni 1900. Werte Frau Ward! Sie werden sich freuen, zu hören, daß es mir gut geht. Ich lerne bei Herrn C., einem englischen Händler, das Kochen. Mein Bruder Harry ist auf einem Perlfischerboot, das demselben Herrn gehört. — Manchmal setzt mir der Teufel mit schwerer Versuchung zu, aber ich muß mich fest an Jesus halten. Ich fand einmal etwas Geld vor der Thür, und der Teufel versuchte mich, es zu behalten; aber ich wußte, es gehörte meinem Herrn. Ich behielt es eine Nacht, konnte aber nicht schlafen. Am Morgen gab ich es meinen Herrn. Er fragte mich, wo ich gelernt hätte, nicht zu stehlen; ich sagte: in der Schule zu Mapun. Mein himmlischer Vater wacht über mir, und ich gehöre ihm an. Ich hoffe zu Weihnachten nach Hause zurückzukehren. Grüßen Sie meine Mutter und Geschwister. Ich hoffe, sie machen gute Fortschritte in der Schule. Ich bin Gott sehr dankbar für alles, was Sie mich gelehrt haben. Ihr dankbarer Schüler Andreas.

Kinderfest in Moskito.

Eine wohlgelungene Fest-Feier beging die Schar von 430 Kindern in Bluefields, als sie am 29. Mai ihr Sonntagsschuljahresfest hielten. Bruder Reichel, Großmann und der Lehrer Morris hatten tüchtig zu thun, und die Sonntagsschul-Lehrer und Lehrerinnen haben sicher geholfen. Bruder Reichel schildert Vorbereitung und Verlauf der Feier folgendermaßen:

Missionar Hey mit heidnischen Australiern.

Die große Halle, die bis zum Neubau der Kirche die Stelle des Gotteshauses vertritt, war mit Blumen und Palmen reich und geschmackvoll dekoriert. Rote Banner mit passenden Inschriften in weißen Lettern zierten die Wände, und um halb 11 Uhr füllte sich der Saal dicht mit dem lieben jungen Volk. Die Hitze war ganz enorm, wenn man aber einmal fröhlich sein will, so thut der in Strömen herabfließende Schweiß der Festfreude keinen Eintrag. Unser Programm deckt sich freilich mit dem eines Herrnhuter Kinderfestes nicht ganz. Dies zappelige Korps hier verträgt das Stillsitzen zu wenig. Ein paar frische Gesänge, einige herzliche Worte leiteten die Feier ein, und dann folgte sofort das „Liebesmahl“ mit

Eislimonade und Liebesmahlsbroten von gediegenem Umfang. Wir Sonntagsschullehrer gaben die Saaldiener ab und hatten heiße Arbeit, bis jedes hungrige Mäulchen gestopft und der Durst gestillt war. Nach dem Liebesmahl gings hinaus auf das noch unbebaute Missionsgrundstück in Old Bank, einem Stadtteil von Bluefields. Für die Mädchen wurden 6 Schaukeln hergerichtet, während die Jungen sich im Springen und Laufen austobten, bis schließlich sich alles an den von uns veranstalteten Wettspielen beteiligte. Es herrschte große, ungezwungene Heiterkeit und gesunde Fröhlichkeit. Die Kinder schienen alles von Grund aus zu genießen. Uns hat die Hitze freilich beinahe umgebracht; es vergingen ein paar Tage, bis wir uns wieder ganz im Schick fühlten, aber die Sache war es wert. Um 3 Uhr verlief sich der Schwarm, und wohl fast jeder suchte ein kühlendes Bad auf und brachte sich wieder in menschliche Verfassung für den Abend, an dem die Sonntagsschule ein Konzert gab. Es war eine Reihe von Gesängen, zu denen Bruder Morris und ich aus Bruder Huttons Brüdergeschichte den Text zusammengestellt hatten: „Kurze Skizzen aus der Brüdermissionsgeschichte.“ Die kurzen, packenden Skizzen wurden durch 4stimmige Chöre, Duetten und Soli belebt. Der Gesang war prächtig und die Leistung für einen Kinderchor, der von Noten keine Ahnung hat, wirklich sehr gut, so daß die zahlreichen Zuhörer wirklichen Genuß hatten. — Noch sind diese Kinder, trotzdem wir die Tagesschule schließen mußten, uns treu geblieben, aber neue haben wir leider nicht gewinnen können. Das ist erst durch Wiedereröffnung der Schule möglich. Möge der Herr bald dazu Weg und Bahn machen!

Volkssage der Eskimo über Entstehung des Nebels.

(Labrador).

Einst war ein Mann in den Wald gegangen, um dort Feuerholz zu holen. Während er im Walde arbeitet, wird er von einem schwarzen Bären überfallen, der ihn arg verwundet, so daß der Mann, scheinbar leblos, zu Boden sinkt. Der Bär beriecht den Liegenden, ob noch Leben in ihm sei, doch dieser hält den Atem an, und so glaubt der Bär, der Mann sei tot und nimmt ihn auf seinen Rücken, um ihn in seine Höhle zu tragen. Auf dem Wege dorthin kommt der Bär mit seiner Last durch dichtes Gebüsch. In der Absicht, womöglich zu entfliehen, greift der Mann nach den Zweigen der Sträucher, damit es für den Bären den Anschein haben solle, seine Last bleibe im Gebüsch hängen. Natürlich schaut sich dann der Bär um, und schnell läßt der Mann die Zweige los und wäre dabei fast einmal vom Rücken des Bären heruntergefallen. Es gelang dem Manne nicht, einen günstigen Augenblick für die Flucht zu erhaschen, der Bär bringt die Beute glücklich in seine Höhle. Doch die Anstrengung hat den Bären ermüdet, er wirft sich aufs Lager und schläft ein. Die jungen Bären, welche sich in der Höhle tummeln, meinen, der Vater wache noch und als sie sehen, daß der Mensch, den der Bärenvater soeben abgelegt, die Augen aufschlägt, rufen sie dem Schlafenden zu: „Vater! Vater! sieh nur! der, den Du soeben gebracht hast, macht die Augen auf!“ Schlaftrunken erwiedert der Alte: „Mag er jetzt immer die Augen aufmachen, er hat mir heut schon Mühe genug gemacht,“ — und schläft weiter. Da springt der Mann auf, stößt die spielenden Bärenkinder zur Seite und eilt aus der Höhle. Draußen vor derselben steht die Bärenmutter und kocht. Auch sie wirft der Mann zu Boden und flieht. Er kommt an einen Fluß und durchwatet denselben. Nun ist er geborgen! Unterdes ist der Bärenvater von den Seinen geweckt worden und eilt zornentbrannt dem Flüchtigen nach. Er kommt an den Fluß und sieht den Verfolgten am jenseitigen Ufer stehen. „Wie bist Du denn über den Fluß gekommen?“ fragt der Bär den Mann. „Ich habe ihn ausgetrunken,“ antwortete dieser. Sogleich macht sich der Bär daran, dasselbe zu thun. Er trinkt und trinkt und trinkt, bis er platzt. Da hüllte zum ersten Mal dichter Nebel das Land ein.

A. Martin.

Die Heidenknaben in Ostafrika.

Wir besuchten das letzte Mal die Station Ipiana in der Nähe des Nyassasees. Da wird Euch folgender Brief interessieren, in dem eine Missionsfrau erzählt, wie die Heidenkinder dort leben, was sie thun oder nicht thun und wie freudlos ihr Dasein ohne den Heiland ihrer Seele ist. Gerichtet ist das Schreiben an die Sonntagsschule in Herrnhut. Aus welchem Anlaß, das werdet ihr selbst erraten. Es lautet:

Ipiana, Deutsch-Ost-Afrika, 14. Juni 1901.
Meine lieben Knaben! Eure liebe Lehrerin hat mir geschrieben, daß Ihr einen „Schießmann“ (Sammelbüchse) in der Sonntagsschule habt, und daß Ihr Sonntags, wenn Ihr in die Schule kommt, manchmal Geld mitbringt und dahinein thut. Dann haben Euch die Schwestern von den Heidenkindern hier in Afrika erzählt, die noch nichts von Jesus wissen. Und da habt ihr gesagt: Ihr möchtet ihnen eine Freude machen mit dem Geld, das Ihr im „Schießmann“ gesammelt habt. Ich schlage vor, daß ein großes Bild gekauft wird, vielleicht das, wie Jesus die Kinder segnet. Das werde ich dann hier aufhängen und den Kindern, die herkommen, zeigen und erklären. Ich werde ihnen auch erzählen, daß Ihr es für sie geschickt habt, damit sie auch den Herrn Jesum lieben lernen. Aber erst müssen sie von Ihm hören, wie lieb Er sie hat, und daß Er auch für sie gestorben ist. Darum bittet den lieben Gott, daß Er das Bild segne, damit die schwarzen Kinder Seine Liebe zu ihnen daran erkennen.

Ich danke Euch in ihrem Namen herzlich für Eure Gaben und bitte, dankt auch Euren lieben Eltern, von denen Ihr das Geld bekommen habt. Vergeßt nicht es auszurichten und einen herzlichen Gruß dazu.

Die Knaben hier haben nicht viel zu thun. Bis etwa zum dritten Jahr sind sie immer bei der Mutter, die sie noch viel auf dem Rücken herumträgt; dann gehen sie mit auf die Weide und hüten das Vieh. Die Kühe und Schafe werden alle Tage ausgetrieben, es ist ja immer warm hier. Wenn sie dann älter geworden sind, lernen sie Hütten bauen aus Rohrstäben, die sie mit Gras decken; hier wohnen sie dann, eine Anzahl Burschen, zusammen an einem Ende des Dorfes, und nicht mehr bei den Eltern. Sie gehen auch mit aufs Feld und hacken und pflanzen Bohnen oder süße Kartoffeln, Mais oder Hirse oder Erdnüsse, auch Zuckerrohr. Ihr größter Wunsch ist, eine eigene Kuh zu haben: denn sie müssen sich später ihre Frauen mit Kühen, Schafen und Hacken kaufen. Ein Mann, der viele Kühe und Frauen hat, gilt als vornehm und wird geachtet und beneidet. Die hiesigen Kühe sind klein, haben einen Höcker und geben wenig Milch. Wenn die Burschen Männer geworden sind, thun sie auch nichts weiter als bauen und hacken. Einige können schneiden und machen Speere, Leibringe und Kuhglocken. Sie höhlen auch Baumstämme aus, um damit über die Flüsse zu fahren; endlich fischen sie auch.

Es kommen jetzt alle Tage eine Menge Burschen zur Schule. Da schreiben sie auf Tafeln und lernen das a-b-d, (ein c giebt es in der hiesigen Kondesprache nicht) was Ihr ja Alle schon längst kennt, und biblische Geschichten und Lieder lernen sie auch. Sie wollen immer viel von unserer Heimat wissen, besonders staunen sie, daß Ihr soviel in die Schule geht und soviel lernt, und daß die Kühe in Europa soviel Milch geben, was sie gar nicht glauben wollen.

Nun wißt Ihr ein wenig von den Kindern, denen Ihr das Bild schenken wollt. Nicht wahr freudlos ist ihr Leben ohne den Herrn Jesum? Sie haben ja nicht einmal den Sonntag.

Es grüßt Euch herzlich und dankt nochmals Eure

Schwester Anna Richard.

Dankbrief eines Negerkindes in Suriname.

Neusalzer große und kleine Missionsfreunde, die schon viel Gutes gethan, kürzlich z. B. wieder schöne biblische Bilder nach Urambo in Deutsch-Ostafrika geschickt und dort damit große Freude bereitet haben, sandten vor 2 Jahren einen kleinen, zusammenlegbaren Christbaum nebst Christbaumschmuck auf eine Surinamer Station. Hier habt ihr den netten Dankbrief, den eines der Kinder daraufhin an die freundlichen Geber gerichtet hat. Ich versichere Euch, daß er in recht schönen Buchstaben und sauber in negerenglischer Sprache verfaßt ist.

Charlottenburg, 21. Februar 1898.

Geliebte Kinder! Wie war ich und wir alle angenehm überrascht durch die Sendung Eures Christbäumchens. Deshalb fühlen wir uns sehr glücklich über Eure Liebe, wie Ihr nach und nach Zeit und Geld gespart habt, um dieses prächtige Bäumchen zu bekommen. Wie ich daher mein Christfest feierte, könnt Ihr sehr leicht begreifen: mit Freude und Fröhlichkeit habe ich die Weihnachtsfeiertage verlebt. Die Geburt unsers Heilandes und die Sendung Eures Christbäumchens gaben uns neues Leben und Freude in den vergangenen Feiertagen. Nun sende ich Euch allen als Kinder des Herrn und seiner Gemeine herzliche Grüße, denn obgleich einander fremd, so will ich wie auch Ihr eins im Geist sein als Schulkinder des Herrn. Und ich will Euch allen meinen Dank bezeugen, und endlos und fortdauernd will ich Euch danken. Euer Wunsch soll auch erfüllt werden, einige Schulkinder hier in Charlottenburg senden Euch etwas Cacao. Wir werden Euch nicht vergessen, aber immer wieder uns Eurer erinnern und Euch danken. Hier auf Erden können wir nicht zusammenkommen, aber hoffentlich im Himmel. Nochmals wiederhole ich meinen Dank und Grüße an Euch alle. Mit bestem Gruß bleibe ich das Kind namens

Louis Franciscus Dankers.

Neuere Nachrichten.

Für den Verkehr mit unseren Stationen in Labrador mußte ein neues Schiff gekauft werden, das anstelle der früheren „Harmony" in jedem Sommer neue Missionare und Lebensmittel an jene Küste hinüberträgt. — Mitten in Deutsch-Ostafrika hat die Brüdergemeine ein neues Gebiet, die Landschaft Kiwere, besetzt.

Rätsel.

10. Getrocknetes Gras, — Was ist wohl das? Silbe zwei und drei, — Geht meist vorbei, — Doch wirkt es auch nach, — Gar manchen Tag. — Das Ganze in großer Zahl vereint, — Ist für die Ernte ein schlimmer Feind.

11. 4 Wörter geb ich zu raten Euch, — Die sind nach vorn und hinten gleich. — Das erste bedeutet: Das Wasser fällt! — Das zweite benützt man auf dem Feld. — Das dritte, ein Maß, wird nicht mehr gebraucht, — Das vierte — o seht nur, wie schrecklich es raucht!

Mk. 6.25 gesammelt für die Heidenmission von den Kindern der Sonntagsschule in Guben, durch Br. R. Reichel, daselbst,

wofür herzlich dankt die **Missionsverwaltung Herrnhut.**

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Erscheint monatlich. Preis jährl. 25 Pfg.

№ 11. November 1901. 2. Jahrgang.

Ein junger Missionar.

1. Die San Blas-Indianer.

Die Landenge von Panama ist die schmalste Stelle der langen Landbrücke, welche Nordamerika mit Südamerika verbindet. Ein kleines Stückchen östlich von derselben, und zwar an ihrer vom karaibischen Meer bespülten Seite, befindet sich das Vorgebirge und die Bucht von San Blas. Die dortigen Küstenbewohner sind bekannt unter dem Namen der San Blas-Indianer; mit ihnen hat es eine ganz eigene Bewandtnis.

Die Bucht, an deren Ufer sie hausen, hat nämlich auf dem ganzen weiten Erdenrund kaum ihresgleichen; denn sie ist angefüllt mit einer schier unübersehbaren Menge von Klippen, Riffen und kleinen wie großen Inseln. Kein Schiff, kein Boot, das aus der Fremde vom karaibischen Meer her kommt, kann sich durch dieses Gewirr von Felsen und Eilanden zum Ufer hindurchfinden. Sollte ein Fahrzeug gleichwohl den Versuch wagen, so würde es scheitern und jämmerlich zu Grunde gehen. Nur eine Möglichkeit giebts für Fremde, wirklich bis ans Ufer zu gelangen, wenn nämlich die Küstenbewohner, die San Blas-Indianer selber, die Führung eines fremden Fahrzeuges übernehmen und es nach vielen Krümmungen und Kreuz- und Querfahrten in den Hafen geleiten. Sie sind natürlich mit den fahrbaren Wasserstraßen in dem Insel-Labyrinth*) ganz vertraut, da sie von Jugend auf in ihren leichten Böten sich zwischen den Inseln und Klippen getummelt und dem Fischfang obgelegen haben. Früher fährten die Indianer auch bereitwillig und arglos jedes Schiff, welches erschien, in ihre Bucht. Konnten sie doch für ihre getrockneten Fische und anderen Erzeugnisse von den Fremden Angelhaken, Netze, Gewehre, Schießbedarf und allerhand willkommenen Hausrat eintauschen. Nachdem jedoch einmal bei Nachtzeit der Matrose eines amerikanischen Schiffes, das sie in ihren Hafen geleitet, an einem jungen Indianermädchen ein schweres Verbrechen verübt, sind sie sehr mißtrauisch gegen Fremde geworden. Manche Schiffe weisen sie ab, wenn ihnen die Besatzung derselben verdächtig vorkommt. Außerdem haben sie sich alle dazu verpflichtet, wie ein Mann dafür einzustehen, daß einem Weißen nie wieder die Erlaubnis erteilt werde, auch nur eine Nacht bei ihnen am Lande zuzubringen.

Die Folge davon ist nun freilich die, daß nur noch wenige Fahrzeuge bei ihnen vorsprechen und daß sie selber in sehr großer Abgeschiedenheit von der übrigen Welt leben. Denn auch von der Landseite her kann man kaum zu ihnen gelangen, da der schmale Streifen der von ihnen bewohnten Küste von gewaltigen, steil abstürzenden Gebirgsmassen wie mit einem unübersteiglichen Wall rings umgeben ist. Dem Namen nach sind sie Unterthanen der Republik Columbia, thatsächlich kommt aber niemals ein Beamter zu ihnen, um etwa Steuern zu erheben oder neue Gesetze zu verkündigen und in Anwendung zu bringen. So sind sie ihre eigenen Herren und leben ungestört,

*) Anmerkung. Labyrinth bedeutet so viel wie: Irrgang. Im Altertum nannte man Gebäude oder unterirdische Gewölbe mit vielen verschlungenen Gängen, aber nur einem Ausgang und Eingang so.

ja vergessen in diesem entlegenen, unzugänglichen Erdenwinkel.

2. Thomas oder die San Blas-Indianer und das Christentum.

Ein trauriger Übelstand ist freilich für sie mit dieser Abgeschiedenheit verknüpft, daß sie nämlich noch recht tief im Heidentum drinstecken, daß sie das Evangelium von dem Heilande nicht kennen, der auch für sie Mensch geworden, gestorben und gen Himmel gefahren ist. Das fiel einem christlichen Kaufmann namens Thomas schwer aufs Herz. Er wohnte ein gutes Stück nordwestlich von San Blas an der Moskitoküste und pflegte so etwa alle halbe Jahre einmal ein kleineres Fahrzeug mit allerhand Waren zu beladen, wie die San Blas-Indianer sie lieben, und zu ihnen hinzufahren. Er selbst ist kein Weißer, sondern ein Mulatte, sein Vater war ein Engländer, seine Mutter eine Negerin. Schon als Kind getauft, hatte er eine sehr gute Erziehung erhalten und sich dann dem Kaufmannsstande gewidmet. Noch in jungen Jahren bekehrte er sich gründlich zum Herrn und suchte nun von da an daheim in seinem Hause und Kaufladen, aber auch auf seinen vielen Geschäftsreisen Leute dem Herrn Jesus zuzuführen. Als er das erste Mal nach San Blas kam, erschrak er über den heidnischen Aberglauben und die große Unwissenheit, welche unter diesen Indianern herrschte. Er verfehlte nun nicht, ihnen das Evangelium zu verkündigen, und that so jedesmal, wenn er wiederkam. Aber bald wurde ihm klar, daß das nicht genüge. Er war ja doch mit seinem Schiffe immer nur ein paar Tage da, und nachher folgten wieder Monate, in denen die Indianer nichts von Christus hörten. Darum erzählte er ihnen, als er sie wieder einmal besuchte, ausführlich von der heiligen Schrift, von dem großen Gottesbuche, aus dem man alles schöpfen und erfahren könne, was zu unserer Seligkeit nötig sei, und prägte ihnen zugleich nachdrücklich ein, daß sie lesen lernen müßten. Dann hätten sie Zutritt zu den Schätzen des Evangeliums, dann besäßen sie in dem Buche einen Prediger und Missionar, den sie täglich hören könnten. Er gab ihnen sogar einen, bei der Kürze der Zeit freilich sehr oberflächlichen und ungenügenden, Unterricht in der Kunst des Lesens. Die Indianer von San Blas ihrerseits, die Thomas allmählich als einen rechtschaffenen und wohlwollenden Mann kennen gelernt hatten, nahmen sich seinen Rat zu Herzen und bestellten bei ihm eine Anzahl Bibeln. Er reiste dann ab und schickte sie ihnen durch eine passende Schiffsgelegenheit. Es währte nicht lang, da ließen ihn die Indianer um eine neue, viel größere Bibelsendung ersuchen. Thomas entsprach ihrem Wunsch und freute sich selber wie ein Kind. Denn er glaubte, daraus schließen zu können, daß seine Freunde in San Blas mit immer wachsendem Eifer und in immer größerer Anzahl in der Schrift läsen: es müsse ein wirklicher Hunger nach Gottes Wort unter ihnen herrschen. Doch ach, wie grausam täuschte sich der brave Mann!

Bethel im Winter (Alaska).

Als er selbst wieder das nächste Mal nach San Blas kam, von der Hoffnung beseelt, ein durch Gottes Wort erwecktes Gemeinlein angehender Christen vorzufinden, und nach den Bibeln fragte, bekam er einen Bescheid — ich sage euch, er wußte nicht, ob er darüber weinen oder lachen, betrübt oder zornig werden sollte. Es stellte sich nämlich folgendes heraus. Die Indianer hatten zwar begriffen, daß die Bibel ein heiliges Buch sei, in welchem man den Weg zur Seligkeit finden, zu welchem man in allerhand Nöten und Heimsuchungen seine Zuflucht nehmen könne. Ihr gräulicher heidnischer Aberglaube und ihre bodenlose Unwissenheit hatten sie nun aber zu dem Versuch verführt, die inneren geistlichen Lebenskräfte des Buches in einer ganz rohen und äußerlichen, grobsinnlichen Weise sich zu Nutze zu machen. War jemand unwohl oder gar krank geworden, so hatte er ganz einfach Blätter aus der Bibel herausgerissen, dieselben zu Pillen zusammengedreht und dann verschluckt, in der festen Überzeugung, das müsse ebenso und noch besser helfen als die wirksamste Arznei. Dauerte die Krankheit länger, so wurden viele solcher Papierpillen eingenommen. Auf diese Weise waren die meisten Bibeln zerstört worden, aber lesen hatte kein Indianer gelernt.

Daß Thomas ihnen nun gründlich die Augen öffnete über den Unsinn, welchen sie begangen, ist selbstverständlich. Er that aber auch noch etwas anderes. Er nahm von da an immer ein paar Indianerknaben im Alter von 10—12 Jahren aus San Blas mit sich an seinen Wohnort, nach der Missionsstation Magdala in Moskito. Sie sollten da als Laufburschen und Lehrknaben in seinem Geschäft Anstellung finden, sollten daneben auch Schulunterricht und christliche Unterweisung erhalten und dann nach Verlauf von einigen Jahren wieder in ihre Heimat zurückkehren, um dort Gutes zu stiften und ihren Landsleuten zum Segen zu gereichen. Die Indianer waren ganz einverstanden damit. Unter

Heidnische Eskimofamilie in Alaska.

diesen Knaben, die auf solche Weise nach und nach in das Haus des Kaufmanns Thomas aufgenommen wurden, zeichnete sich einer besonders aus, von dem ich euch im Folgenden ausführlicher erzählen will.

(Fortsetzung folgt.)

In der Schule und auf Reisen in Alaska.

Nach Alaska versetzen uns heut die beiden Bilder. Habt ihr schon etwas von Alaska gehört? Hoch oben in der linken Ecke Nordamerikas ist es gelegen, und wenn dies Blatt in eure Hände kommt, da schneit und stürmt es dort schon gewaltig, nicht anders wie in Grönland und Labrador. Die Brüdergemeine unterhält in Alaska drei Haupt- und mehrere Nebenstationen. Die älteste 1885 gegründete Niederlassung Bethel liegt am Lauf des Kuskokwimflusses, die zweite, ein Jahr später entstandene, Carmel mit Namen, südöstlich davon am Ausfluß des Nuschagakstromes.

1. Schulkinder in Alaska.

Auf beiden Stationen bildet das Schulwesen einen Hauptteil der Missionsarbeit. Leider zwar mußte der Unterricht in Bethel in den letzten drei Wintern ausgesetzt werden, wird aber jetzt wieder im Gang sein. Jedenfalls hat er dort schon manche schöne Früchte gezeitigt. Wie traurig sahen die Kinder aus, mit denen man 1886 die Schule eröffnete! Seht die beiden Heidenkinder auf dem Bilde an! Könnt ihr euch da nicht denken, daß Kamm und Schere und Seife ihrem Kopfe gut thun könnte? So war es anfangs bei allen. Ein Knabe kam in Lumpen an und war mit Schmutz bedeckt vom Kopf bis zum Fuß. Wie freute er sich selber, als er sich bald in einem blendend weißen Hemde und reinen blauen Hosen wiedersah! Nachdem die kleinen Eskimo gelernt hatten, sich ordentlich anzukleiden, gings ans Waschfaß und in die Küche. Und auf die Schulbank. Nach dem ersten halben Jahr konnten schon drei Knaben addieren, abziehen, multiplizieren, etwas lesen und schreiben, die anderen wenigstens einige Zahlen schreiben und zusammenzählen. Alle aber sangen recht nett. In der Freizeit spielten sie. Bald hantierten sie mit Pfeil und Bogen, bald ließen sie Schiffchen schwimmen. Dann wieder holten sie und zerkleinerten sie Holz für den Küchenofen, gingen auf die Jagd oder ließen sich von Missionar Killbuck im Gebrauch verschiedener Handwerkszeuge unterrichten. Im allgemeinen waren die kleinen Zöglinge sehr gehorsam und willig zu jeder Dienstleistung und machten Geschwister Killbuck große Freude.

Im Sommerhalbjahr ist in Alaska die Schulbank leer. Sobald um Ostern herum die wilden Gänse Einzug gehalten haben, da gehts auf die Jagd. Die Eskimo müssen sich in den Sommermonaten mit Vorräten für den Winter versorgen, und da die Knaben sich gut auf Jagd und Fischfang, Rudern und Kajakfahren verstehen, so müssen auch sie schon auf Erwerb ausfahren. Zwei Knaben brachten eines Tages 101 wilde Gänse als Beute heim, dazu noch

2 Schwäne und 3 Enten. Einer fing so viel Fische, daß ein ganzes Faß damit gefüllt werden konnte, und in der ganzen Fischzeit hatten alle zusammen 1300 Lachse erbeutet, von denen manche ein Gewicht von 45 Pfund erreichen. Ein älterer Knabe kehrte von den Bergen mit 200 Eichhörnchen heim, die er gefangen hatte. Da 45 Felle solcher Tiere einen Fellrock oder Parka, wie ihn auch die Leute auf dem Bilde tragen, ergeben, so hatte er also über vier „Röcke“ erbeutet. Im August und Anfang September kommt dann die Beerenernte an die Reihe. Es ist keine angenehme Aufgabe, auf den sumpfigen Moosflächen umherzulaufen und Beeren zu pflücken und dabei von unzähligen Moskiten (Mücken) umschwärmt zu werden, aber die Knaben thaten ihre Arbeit mit großem Fleiß. Ja drei Burschen sandte man auf eine siebentägige Bootsreise, um Güter vom großen Schiff auf die Station zu holen. (S. Traktat 3.)

Das Allerschönste aber ist, daß nun schon eine Anzahl Kinder ihr Herz dem Herrn Jesu übergeben haben und treue Christen geworden sind. Ja die ältesten Jünglinge gehen in die benachbarten Dörfer und halten dort kleine Gottesdienste ab. Leider sind im letzten Jahre viele treue Christen an der Influenza gestorben. Möchten die Überlebenden um so fester am Heiland hängen bleiben!

2. Winterreise in Alaska.

Wie in Grönland und Labrador, so ist auch in Alaska das Reisen ungemein beschwerlich. Wege durch das Land hin giebt es nicht, darum fährt man im Sommer im Boot den Flußlauf entlang oder an der Meeresküste hin, im Winter dagegen spannt man die Hunde vor den Schlitten und jagt so über die Schneefelder dahin. Das Land ist aber auch schwach bevölkert, und daher die Entfernungen von einer Ortschaft bis zur anderen sehr groß. Von Bethel nach Carmel rechnet man 300 englische oder 70 deutsche Meilen; das ist aber fast so weit wie vom Riesengebirge bis an den Rhein. Und wenn man nun auf einer solchen Strecke fast keine Stadt und kein Dorf, also auch kein Gasthaus antrifft, dann heißt es vorher gut überlegen, daß man alles Nötige mitnimmt, um nicht Hunger und Durst zu leiden oder gar vor Kälte ums Leben zu kommen.

Wie ging es Missionar Rock im Winter 1897 auf seiner Reise nach Katmai, das südwestlich von Carmel und etwa halb so weit wie Bethel entfernt liegt? Er hatte seinen Schlitten bepackt mit allen möglichen Eßwaren. Die große Kiste enthielt Brote, Schiffszwieback, Thee, Zucker, Mehl, geräucherten Lachs, Salz, Schmalz, Tassen, Teller, Besteck, Kessel, Pfanne, Talglichter, Angelhaken, ein Gewehr zur Jagd auf Wild und was weiß ich mehr. Er hatte sich die wärmste Pelzkleidung hervorgesucht. Nun nahm er Platz auf dem Schlitten, und bald hüllte ihn der Schneestaub ein, von den dahinstürmenden Zugtieren aufgewirbelt. Neben ihm saß ein schwedischer Missionar, der denselben Weg zu machen hatte. Nach Katmai gings, um zu erkunden, ob man nicht in Zukunft von dorther die Winterpost holen lassen könnte, damit man nicht wochen- und monatelang im Innern des Landes auf die Briefe aus der Heimat warten müßte. Vier Wochen galt es auf der Reise zu sein. Und in der Mitte des Weges lag ein Gebirgszug, über den ein Paß führte, dessen Ueberschreitung im Winter sehr gefährlich ist. Bis dahin ging die Reise über Höhen und Flüsse leidlich gut. Freilich das anfangs herrlich klare Winterwetter war leider durch anhaltenden Regen abgelöst worden und die Wege daher stellenweis grundlos. Als man aber gar den Paß erklommen hatte, und nun sechs Stunden auf freier Bergeshöhe dahinfahren mußte, da brach ein Sturm los, wie man ihn ähnlich noch nicht erlebt hatte. Der Wind blies derart, daß die Menschen kaum aufrecht zu stehen vermochten und das Thermometer sank bis 23° R. unter den Gefrierpunkt. Kein Baum und Strauch war zu sehen. Was sollte man machen? Nur mit größter Mühe gelang es, mit einer Axt den Schnee zu durchschneiden, den elf Fuß langen Schlitten fest einzugraben und dann in seinem Schutz auf der dem Wind abgekehrten Seite die Zeltpflöcke so gut wie möglich in den Boden einzurammen und das Zelt selbst aufzurichten. Einige Gepäckstücke dienten als Sitzgelegenheit. In diesem Zelt mußte man dann drei Tage und drei Nächte aushalten, da an ein Weiterreisen bei dem fürchterlichen Sturm nicht zu denken war. Dazu waren es die kältesten Tage des Winters. So gut es eben ging, hausten 7 Menschen und 10 Hunde in dem Zelt, d. h. auf einem Raum von 8 Fuß Länge und 8 Fuß Breite. Zehn Hunde? Ja, auch diese hatte man mit hinein nehmen müssen, wenn man nicht wollte, daß sie erfrören. Durch Schaden erst war man klug geworden, denn in der ersten Nacht hatte man die armen Tiere draußen kampieren lassen, und was wars, am Morgen lag eines von ihnen tot am Boden. Wenige Jahre zuvor hatte dort ein Reisender 8 Gespann Hunde eingebüßt. Aber die Menschen waren wenigstens froh, daß sie selbst mit dem Leben davonkamen; wenige Tage später wurden an derselben Stelle 20 Eingeborene zum Übernachten genötigt und über Nacht unter herabstürzenden Schneelawinen lebendig begraben! Am vierten Tag konnte der Aufbruch gewagt werden, und am Abend war Katmai, das Ziel, erreicht. Der Herr hatte seine Hand über den Reisenden gehalten.

Mk. 2.23 für Deutsch-Ostafrika: in der Sonntagsschule im Brüdersaal in Potsdam gesammelt durch Br. P. E. Hickel.
Wofür herzlich dankt die **Missionsverwaltung Herrnhut.**

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Erscheint monatlich. Preis jährl. 25 Pfg.

№ 12. Dezember 1901. 2. Jahrgang.

Der junge Missionar.

3. Oliver, der Indianerknabe.

Wir nennen den Knaben gleich John Oliver (sprich: Dschonn Ollíwer), obwohl er diesen Namen erst bei Gelegenheit seiner Taufe erhielt, Herrn Thomas zu Ehren, der auch diese beiden Vornamen trug. John Oliver, plötzlich nach Magdala verpflanzt, machte sich dort von Anfang an durchaus gut. Wohl gab es sehr viel Neues zu sehen und zu gewöhnen für ihn, denn in Magdala war die Gesittung viel weiter vorgeschritten als in San Blas, wo noch der reine, rohe Naturzustand herrschte. Aber der Knabe faßte und begriff schnell, richtete seine Blicke nach allen Seiten und lebte sich rasch ein. Dabei zeigte er Gehorsam, Fleiß und Pünktlichkeit, so daß Herr Thomas sehr zufrieden mit ihm war; er hatte einen braven, tüchtigen kleinen Handlungsgehilfen an John Oliver gewonnen. Der Knabe lernte auch lesen, schreiben, rechnen und englisch, was neben der Indianersprache sehr viel in Magdala gesprochen wird. Was an ihm, dem Heidenkinde, aber besonders auffiel, das war seine lebhafte Freude an geistlichen Dingen, seine große Liebe zu Gottes Wort. Herr Thomas hielt als ein christlicher Kaufmann jeden Morgen und Abend Hausandacht, zu der sich nicht bloß die Glieder seiner Familie, sondern auch die in seinen Diensten stehenden Leute einfanden. Das war ganz nach dem Wunsch und Herzen John Olivers, er war der aufmerksamste Zuhörer und sang aus voller Kehle mit den andern. Jeden Gottesdienst, jede Sonntagsschule, welche Missionar A. Martin hielt, besuchte er; es war ihm nie zu viel, es währte ihm nie zu lang. Er war wirklich von Hunger nach dem Brote des Lebens und von Durst nach dem Wasser des Lebens erfüllt, und eine warme, innige Liebe zum Heiland begann in seinem Herzen Wurzeln zu schlagen. Das ging so eine ganze, lange Zeit. Dann erschien er eines Tages beim Missionar und sagte, er hätte einen sehr großen Wunsch; wenn der erfüllt werden könnte, so würde er glücklich sein. „Nun, worin besteht er denn?“ forschte der Missionar. — „Ach, ich möchte so gern Taufunterricht bekommen und ein Christ werden!“ — Der Missionar redete nun noch länger mit ihm und erklärte ihm schließlich, daß er ihn gern in die Klasse derer aufnehmen würde, welche Taufunterricht erhielten. Des Knaben Angesicht strahlte von Freude, und in raschen Sätzen eilte er zurück hinter seinen Ladentisch.

Der Taufunterricht begann. John Oliver stellte sich jedesmal pünktlich dazu ein und konnte das, was aufgegeben wurde, immer fehlerlos. Schon daran kann ein Lehrer seine Freude haben, und Missionar Martin hatte sie auch. Aber mit dem Taufunterricht ist's doch noch eine ganz besondere Sache. Da handelt sich's ja nicht bloß um ein Wissen, das in den Kopf hinein soll, sondern auch um ein Glauben, um eine lebendige Überzeugung und eine fröhliche Gewißheit, die in das Herz ihren Einzug halten möchte. Doch, Gott sei Dank, auch in dieser Beziehung gebrach es dem Knaben an nichts. Er verschlang nur so die Worte, welche von den Lippen des Missionars flossen,

er nahm sie mit sich heim und erwog sie weiter, er betete viel, der Geist Gottes arbeitete sichtlich an seinem Herzen.

Wie groß indes war der Schrecken, als er plötzlich erkrankte! Er wurde von Gelenkrheumatismus befallen, der sich namentlich auf die Beine des Knaben warf. Das ist eine schlimme Krankheit. Da schwellen die Gelenke und die Enden der Knochen an, an welche sie angewachsen sind, die Glieder werden ganz steif und kraftlos, ja man leidet arge Schmerzen. Das machte John Oliver indes verhältnismäßig wenig zu schaffen. Aber das Unglück war groß in seinen Augen, daß er nun sich nicht mehr von der Stelle rühren, nicht mehr — den Taufunterricht besuchen konnte. Doch diesem Übel half der freundliche Missionar gern dadurch ab, daß er zweimal wöchentlich an des Knaben Lagerstatt erschien und ihm allein den Unterricht weiter erteilte.

So kam der für die Taufe bestimmte Tag heran. John Olivers Siechtum hatte sich jedoch so in die Länge gezogen, daß er noch nicht zu gehen und zu stehen vermochte. Wohl war der Missionar bereit, ihn auf seinem Lager im Hause des Herrn Thomas zu taufen. Aber davon wollte der Knabe durchaus nichts wissen, er hatte hundert und tausend Vorschläge, er bat flehentlich, daß man ihn nur ja in der Kirche zusammen mit den andern taufen möchte. Herr Thomas ließ ihn also zur festgesetzten Stunde in einem bequemen Sessel in das Gotteshaus tragen. Das war eine festliche und reich gesegnete Feier für den Knaben. Innere, heilige Freude erfüllte ihn und strahlte ihm aus den Augen, Freude darüber, daß er nun durch Jesu Blut auch zu einem Kinde des himmlischen Vaters angenommen sei. Nun war doch auch er ein Christen-Knabe.

Missionsstation Magdala (Moskito).

Allmählich besserte sich der Zustand John Olivers. Freilich mußte er sich noch eines Stockes als Stütze bedienen, aber das hinderte ihn nicht, nach wie vor in allen Gottesdiensten zu erscheinen. Wieder verging so einige Zeit. Dann aber kam etwas Rätselhaftes über ihn, er wollte plötzlich in seine Heimat zurückkehren. Herr Thomas und Missionar Martin konnten sich dies Begehren nicht recht erklären. Der Knabe war bisher so vergnügt und glücklich in Magdala gewesen, und für seine weitere Ausbildung hätte es nur vorteilhaft sein können, wenn er noch länger geblieben wäre. So redeten beide Männer ernstlich und wiederholentlich ab. Vergebens; John Oliver konnte keinen rechten Grund für sein Vorhaben angeben, er blieb nur dabei, er müsse jetzt heimkehren. Man ließ ihn endlich ziehen.

Was that er aber, in San Blas angekommen? Mit treuem, rührendem Eifer begann das junge Blut eine Thätigkeit als Missionar auszuüben. Er hielt seinen Landsleuten Morgen- und Abendandachten, er hielt ihnen auch andere Gottesdienste, ganz so, wie er es in Magdala gesehen. Er hatte ja auch seine Bibel mit und konnte andere lesen lehren; aus ihr schöpfte er auch immer wieder neue Weisheit und Kraft von oben. Was er selbst von Erkenntnis besaß und was der Herr auf sein Gebet hin ihm schenkte, das verkündigte er. So wurde er ein Licht und ein Segen für seine heidnischen Landsleute; sie haben noch lange, lange von ihm gesprochen. Nachdem er etwa ein Jahr lang in dieser Weise gewirkt, entschlief er, der junge Missionar. Nun wußten seine Freunde in Magdala, warum der Herr jenen unwiderstehlichen Drang in dem Knaben erweckt, nach seiner Heimat zurückzukehren. Man muß wirken, so lange es Tag ist, so lange man am Leben ist. Es kommt die Nacht, der Tod, da niemand mehr wirken kann. —

Weihnachtsfeier der Kinder in Bluefields (Moskito).

Alljährlich kommt uns von der Moskitoküste die Klage zu, daß an dem einen oder anderen Ort die stille Feier des Weihnachtsfestes unserer Gemeinen und des Neujahrstages durch lautes, lärmendes Spiel und Unordnung gestört wurde. Die spanische Bevölkerung, die sich als Herren des Landes geberdet, feiert ja das Fest nur durch Feuerwerk, Maskenzüge, Verkleidungen aller Art und große Trinkgelage. Die meisten dortigen Spanier sind ja dem Namen nach Katholiken, also Christen, kennen aber eine gemütvolle christliche Weihnachtsfeier nicht. Auch am letzten Christfest im Jahr 1900 war der Spektakel wieder außerordentlich groß. Wie schön, daß trotz dessen in unseren Gemeinen die Festfeier in gewohnter Weise

begangen werden konnte! Besonders in der Hauptstadt Bluefields. Dort werden zwar zur Zeit die Gottesdienste in einer großen Halle gehalten, da das alte Kirchgebäude abgebrochen werden mußte und ein Neubau noch nicht vollendet ist, und in der Halle ist nicht so viel Platz, wie in der Kirche. So mußten viele Predigtbesucher wieder nach Haus gehen, weil sie keinen Platz fanden. Und dabei herrschte die Influenza in der Stadt, so daß so wie so manche hatten zu Haus bleiben müssen. Die Feier war aber doch eine erhebende und gesegnete. Für die Kinder stand im Vordergrund der frohen Erwartung die große Sonntagsschulfeier unter dem Christbaum, die dann am Nachmittag des ersten Weihnachtstages abgehalten werden konnte. Bei dieser fehlte freilich diesmal Bruder Morris, der erste Lehrer, der nach Demerara gereist war, um sich dort eine Gattin zu holen. Er hatte im Jahr zuvor eine wunderschöne Feier vorbereitet und geleitet. Und doch, die diesmalige stand hinter jener nicht zurück. Br. Reichel selbst, der Leiter der großen Stadtgemeine wie des ganzen Missionswerkes an der Moskitoküste, hatte mit Hilfe eines musikalischen Gemeinmitgliedes etwa 10 vierstimmige Chöre eingeübt, und die etwa 400 Personen starke Schar von Kindern und Erwachsenen sang vortrefflich. Auch Deklamationen kamen zum Vortrag, die einer der Lehrer eingeübt hatte. So verlief der Abend überaus genußreich und angenehm. Der Baum war ein schlank gewachsener „Gardegrenadier" von 16 Fuß Länge! Die Sonntagsschullehrer hatten ihn 7 Stunden weit in der Savanna, der weiten Grasfläche in der Umgegend, geholt, und die Lehrerinnen, auch sämtlich Eingeborene, hatten ihn wundervoll geputzt. Außerdem fand sich allerlei anderer Schmuck im Raum, wie Fahnen und Palmen und Lichter ohne Ende. Musik und Baum und Lichterglanz allein thaten es aber für Kinder nicht ganz — das wißt ihr selbst am besten —, und so erhielt jedes der 400 Kinder und alle Sonntagsschullehrer und -Lehrerinnen eine kleine Düte mit Bonbons, — zusammen 180 Pfund! Selbstverständlich darf ein solcher Extragenuß die große Missionskasse nichts kosten, denn das ist doch eine etwas unnötige Ausgabe; darum kommen die Gemeinglieder und Freunde der Kinder selbst dafür auf. O wie machten die Kinder in ihren sauberen Muslinkleidern und bunten Bändern, mit ihren strahlenden Gesichtern und frischen Stimmen einen so fröhlichen Eindruck! — Und diesmal bedeutete das Beisammensein noch eine ganz besondere Freude. Ihr wißt ja, daß wir leider seit einem Jahr gezwungen worden sind, unsere Schulen in den Moskitogemeinen zu schließen. Die dortige Regierung erlaubt uns nicht, Unterricht zu erteilen. Wie leicht hätten da die Kinder ihrer Lehrer vergessen können! Aber nein. Da saßen sie nun wieder alle beisammen in der schönen Weihnachtsfeier vor den Missionaren zur Seite ihrer Lehrer, als ob nichts gewesen wäre. Grüßen wir sie auch zum kommenden Fest!

Weihnachten in Labrador.

Fröhliche Weihnacht
(in Labrador).

Fröhliche Weihnacht feiern trotz grimmiger Kälte, trotz Schneesturm und Eis auch unsere Eskimo in Labrador. Und ist die Witterung auch noch so ungünstig, sie eilen — wie es das Bild uns zeigt — von weit her auf die Missionsstation, um dort Christnacht und Weihnachtstag mit begehen und dann so lieblich und fröhlich um den Christbaum sitzen zu können, wie wir es im Bilde sehen. Das Büchlein „Eine Weihnachtsfeier in Labrador" giebt eine prächtige Schilderung einer solchen gefahrvollen Festwanderung und der frohen Feier an der Krippe. Kristuse inûlersimavoĸ! Christus ist geboren, das macht auch im kalten Labrador die Herzen warm.

Daß sich die lieben Leutlein aber auch über ein schönes irdisches Weihnachtsgeschenk freuen, das zeige folgende Erzählung.

Ein fröhlicheres Weihnachtsfest hat wohl selten jemand gefeiert als die alte Eskimowitwe Tabea in

Nain. Das Los der Witwen in Labrador ist kein beneidenswertes, trotzdessen bringen sie sich gut durch, indem sie treulich arbeiten und sparsam sind. So that es auch Tabea, die beim Missionskaufmann in Arbeit stand. Nun ist es Sitte, daß eine solche Witwe im Winter zwei Fuchsfallen vom Kaufmann geborgt erhält, damit sie sie aufstellen und einen Fuchs fangen kann, um sich etwas zu verdienen. Auch Tabea stellte ihre Fallen auf und sah treulich nach, ob ein Fuchs Lust gehabt hätte, sich zu fangen. Öfters hat sie die Fallen besucht und in Ordnung gehalten, aber ohne Erfolg. So war Weihnachten herangekommen, Schneesturm auf Schneesturm war gefolgt und die Kälte war bitterbös. Am Thermometer las man schon über 25° Reaumur, was auch den Füchsen Hunger und flinke Beine zu machen pflegt. Als eben ein Schneesturm vorübergebraust war, geht Tabea wieder zu ihren Fallen, um sie frisch aufzustellen. Sie kommt zur ersten Falle. Ja die ist ganz verweht mit Schnee; und wie es Mühe kostete, sie überhaupt aufzufinden, so eben auch, sie neu aufzurichten. Als sie zur zweiten kommt, da sieht sie etwas Dunkles aus dem Schnee hervorleuchten, und bald merkt sie, das ist ja wirklich und leibhaftig ein Fuchs, der in der Falle steckt. Und sie befreit ihn vom Schnee — er war schon tot — und sieht nun, daß es ein schwarzes Tier, also einer der wertvollsten Füchse ist. Welch eine Freude für Tabea! Sie hatte zwar keinen Begriff von dem Wert des Geldes; was 100 Mark bedeuten, davon hatte sie keine rechte Ahnung, aber ihre Freude über dieses Gottesgeschenk war doch groß. Als das Fell getrocknet war, brachte sie es dem Kaufmann, und dieser gewahrte alsbald mit Kennermiene, was für ein Glück der armen Tabea zum Weihnachtsfest beschert war. Er konnte ihr nun den höchsten Preis zahlen, nämlich 160 Mark. Die ganze Missionsfamilie nahm freudigen Anteil daran und hatte zugleich ihre Freude an dem erstaunten Gesicht der Tabea. Der Kaufmann mußte ihr erst klar machen, daß sie jetzt kaufen könne, was sie brauchte. Und so fing sie denn an, ihre Einkäufe zu machen. Zeug zu einem warmen Anzug für den Winter war das erste, was sie erstand, dann folgte etwas Band zum Besatz, bunte Wolle, Zwirn, Nadeln und noch ein Haarband. Als sie diese Schätze vor sich liegen sah, fragte sie, ob der Geldbetrag noch nicht erschöpft sei. „Nein, noch lange nicht", sagte der Kaufmann; und so forderte sie weiter etwas Mehl, Schiffsbrot, Streichhölzer, Tabak, ein Halstuch, auch Syrup, und zum Schluß noch einen Fingerhut. Und als es dann auf die Frage, ob das Geld nun zu Ende sei, wieder hieß: „Nein", da kannte ihre Freude keine Grenzen. Sie konnte es gar nicht fassen, daß sie so reich sei, und Herz und Mund strömten über von Dankbarkeit gegen Gott. Und diese Freude und Überraschung wurde der Tabea noch oft zuteil, denn fast das ganze kommende Jahr hindurch hielt der Fuchs noch vor. So oft sie in den Kaufladen kam und fragte: „Ist das Geld noch nicht zu Ende?" hieß es immer und immer wieder: „Nein, noch nicht!" Das war eine herrliche Zeit für diese arme Witwe, die der Herr auch an irdischen Gütern einmal reich gemacht hatte. Ja sie hat dieses herrliche Weihnachtsgeschenk und den Dank gegen den, der es ihr beschert hatte, nie vergessen können. Und da ihre Freude über der großen Gottesgüte eine so reine und ungetrübte war, konnte sich jeder, der sie sah, so recht von Herzen mit ihr freuen und dem Herrn danken für die fröhliche Weihnacht, die er ihr hatte zuteil werden lassen.

Neuere Nachrichten.

Am 10. Oktober waren es zwei Jahre, daß der unselige Krieg in Südafrika begann. Jetzt ist über die Kapkolonie der sogenannte kleine Belagerungszustand verhängt worden. Da darf niemand mehr Waffen tragen, frei herumreisen, Lebensmittel für mehr als acht oder vierzehn Tage zusammenlu! Wer weiß, ob da nicht Hungersnot oder ein Aufstand der Eingeborenen ausbricht. Und unsere Missionsstationen haben schon jetzt schwer zu leiden unter dem Druck des Krieges. Beten wir also um den Frieden!

Rätsel.

12. Ein „Schwarzer" eine Schlange sendet, — die krümmend sich nach Osten wendet. — Sie rastet keinen Augenblick. — Und kehrt zum Schwarzen nie zurück; — und dennoch ist es wahr gekündet, — daß sie ihr Grab im „Schwarzen" findet. — Wer hebt des Rätsels Schleier ab — und nennt den Schwarzen, Schlang' und Grab?

Rätsellauflösungen.

1. Drache. 2. Amerika. 3. Eskimo. 4. Lama. 5. Uganda—Gnadau. 6. Niesky. 7. Kiel. 8. Elbe. 9. Hase, Nase, Base, Vase. 10. Heuschrecken. 11. Ebbe, Egge, Elle, Esse. Juniheft: 1. Joh. 2, 1—10. Lukas 22, 51. 2. 2. Mose 20. 5. Mose 5. Matth. 6, 9—13. Lukas 11, 3. 4.

Anzeigen.

Wer den laufenden Jahrgang „Aus Nord und Süd" in schmuckem Band einbinden lassen will, dem können wir schöne **Einbanddecken** zum Preis von 30 Pfennig liefern. Fertig gebundene **Exemplare** sind zu 65 Pfennig zu haben. Bestellungen vermitteln die Verteiler des Blattes und nimmt an

die Missionsbuchhandlung, Herrnhut, Sachsen.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich, bringt regelmäßig Bilder und **kostet im Jahr nur 25 Pf.** (Porto für 1—5 Ex. 3 Pf., 6—11 Ex. 5 Pf.) — Von 20 Ex. an portofrei, von 50 Ex. an à 22 Pf. und portofrei; 100 und mehr Exemplare à 20 Pf. und portofrei.

Für 1902 werden wir das Blatt in gleicher Anzahl weiter versenden, wenn nichts anderes bestimmt wird.

Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.